This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

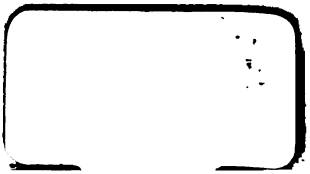
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

BL
25
.R39
SER.5
V.6

A 409243



BL
25
.R39
Ser. 5
V. 6

Unser Gottesglaube

Von Professor D.

W. Bousset-Göttingen

1.—10. Tausend

Religionsgeschichtliche Volksbücher für die deutsche christliche Gegenwart. V. Reihe, 6. Heft. Herausgegeben von D. theol. Friedrich Michael Schiele-Tübingen

Tübingen 1908. Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)

Published April 10, 1908
Privilege of copyright in the United States reserved under the Act approved March 3, 1905 by J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen.

Alle Rechte, einschließlich des Übersetzungsrechts, vorbehalten.

Unser Gottesglaube.

In aller Frömmigkeit steht der Gottesglaube, oder wenn wir es allgemeiner fassen, der Glaube an Götter, die Gottheit, Gott, unmittelbar im Zentrum. Wo das nicht der Fall ist, wie ausnahmsweise in der ursprünglichen Religion des Buddhismus, haben wir es doch nur mit einer sehr verdünnten, von philosophischer Weltanschauung durchsetzten Religion zu tun. — Wir wollen versuchen die besondere Stellung und die charakteristischen Eigentümlichkeiten unseres, d. h. des christlichen Gottesglaubens innerhalb des religiösen Lebens der Menschheit im Vergleich zu bestimmen und so die christliche Religion in ihrer zentralen Eigenart zu erfassen. Zugleich aber gilt es auch die Frage zu stellen, was denn seinem Wesen nach christlicher Gottesglaube sei. In der Geschichte des Christentums tritt uns, wenn wir danach fragen, eine ungeheure Mannigfaltigkeit von Gestaltungen entgegen. Wir suchen nach dem Grundlegenden und Bleibenden in dem Wechsel der Erscheinungen. Wir tun das, indem wir unsern Blick rückwärts lenken zu dem schöpferischen Ursprungspunkt der Religion, dem Leben Jesu von Nazareth, aber ebenso ihn auch wandern lassen über die ganze Fülle von Gestaltungen und Ausprägungen, in denen jener Keim zur Entfaltung gekommen ist, wie über die Reihe der Heroen des christlichen Glaubens. Wir kommen aber auch nicht daran vorbei, daß wir in diesen Strom lebendigen Geschehens unsre Subjektivität hineinstellen und die Frage erheben, wo die Kräfte des christlichen Gottesglaubens liegen, die für uns wirksam sind oder wirksam werden können und müssen; doch wiederum stellen wir die Frage so, daß wir unsere Subjektivität nicht als souverän und allein entscheidend nehmen, sondern bereit sind, sie an der Fülle der geschichtlichen Erfahrung ständig — freilich in Freiheit, ohne äußeren Autoritätszwang — zu korrigieren.

401697

Adolf Chappuzeau

in herzlicher Freundschaft gewidmet

Published April [illegible], [illegible].
Entitled to copyright in the United States [illegible] under the Act
approved March 4, 1909 by J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen.

Alle Rechte, einschließlich des Übersetzungsrechts, vorbehalten.

Unser Gottesglaube.

In aller Frömmigkeit steht der Gottesglaube, oder wenn wir es allgemeiner fassen, der Glaube an Götter, die Gottheit, Gott, unmittelbar im Zentrum. Wo das nicht der Fall ist, wie ausnahmsweise in der ursprünglichen Religion des Buddhismus, haben wir es doch nur mit einer sehr verdünnten, von philosophischer Weltanschauung durchsetzten Religion zu tun. — Wir wollen versuchen die besondere Stellung und die charakteristischen Eigentümlichkeiten unseres, d. h. des christlichen Gottesglaubens innerhalb des religiösen Lebens der Menschheit im Vergleich zu bestimmen und so die christliche Religion in ihrer zentralen Eigenart zu erfassen. Zugleich aber gilt es auch die Frage zu stellen, was denn seinem Wesen nach christlicher Gottesglaube sei. In der Geschichte des Christentums tritt uns, wenn wir danach fragen, eine ungeheure Mannigfaltigkeit von Gestaltungen entgegen. Wir suchen nach dem Grundlegenden und Bleibenden in dem Wechsel der Erscheinungen. Wir tun das, indem wir unsern Blick rückwärts lenken zu dem schöpferischen Ursprungspunkt der Religion, dem Leben Jesu von Nazareth, aber ebenso ihn auch wandern lassen über die ganze Fülle von Gestaltungen und Ausprägungen, in denen jener Keim zur Entfaltung gekommen ist, wie über die Reihe der Heroen des christlichen Glaubens. Wir kommen aber auch nicht daran vorbei, daß wir in diesen Strom lebendigen Geschehens unsre Subjektivität hineinstellen und die Frage erheben, wo die Kräfte des christlichen Gottesglaubens liegen, die für uns wirksam sind oder wirksam werden können und müssen; doch wiederum stellen wir die Frage so, daß wir unsere Subjektivität nicht als souverän und allein entscheidend nehmen, sondern bereit sind, sie an der Fülle der geschichtlichen Erfahrung ständig — freilich in Freiheit, ohne äußeren Autoritätszwang — zu korrigieren.

401697

kannt zu haben. Aber weshalb es gerade diese Körper sind, in dieser Größe, in diesen Abständen, mit dieser Geschwindigkeit kreisend, zu diesen bestimmten Systemen geordnet, vermögen wir nicht mehr einzusehen; — das bleibt uns bei aller Erkenntnis ein Letztes, Undurchdringliches, es müßte uns denn gelingen, uns mit unsern Gedanken zum Unendlichen zu erheben und aus dem Unendlichen das Endliche abzuleiten. Und wenn wir restlos die Elemente alle, die Bausteine, aus denen unser Weltall sich zusammensetzt, kännten und wüßten alle ihre Eigenschaft und Kraft, so stünden wir doch vor dem ungelösten Problem, daß es gerade diese Elemente sind mit diesen Eigenschaften. Und wenn es uns gelänge, die Eigentümlichkeit der Elemente in einem bestimmten Zahlenschema nach Gewicht, Zahl und Anordnung der Atome und Moleküle zum Ausdruck zu bringen, es würde doch die Frage bleiben, weshalb gerade dieses Schema und kein andres sich bietet. Und wenn unsere Forscher es fertig brächten, alle Organismen und lebenden Wesen unsres Erdballs genealogisch in einen Riesen-Stammbaum anzuordnen und ihre Entstehung entwicklungsgeschichtlich zu begreifen, undurchdringlich bliebe uns der konkrete Bestand gerade dieses Stammbaumes, der mit den einfachsten Zellenbildungen begänne und mit dem Menschе endete. Was den modernen Biologen besonders anzieht, das ist die Beobachtung, daß jedes organische Einzelwesen, jede Pflanze schon, trotz aller Gesetzmäßigkeit, innerhalb welcher sie sich entwickelt, etwas Eigenartiges, Unberechenbares, Individuelles hat. Und es ist dasselbe Rätsel was uns überall anschaut, das uns auch — nur in verstärkter Potenz, mit größter Deutlichkeit — im Menschenleben begegnet: jedes menschliche Einzelwesen, soweit es auch gesetzmäßig und entwicklungsgeschichtlich begriffen werden mag, doch etwas im letzten Sinn Unkonstruierbares, Einmaliges, nicht Wiederholtes, etwas schlechthin Undurchdringliches!

So bewegt sich alles Dasein weithin nach bestimmten und uns erkennbaren Gesetzen. Aber dieses Da-Sein und So-Sein selbst bleibt das Undurchdringbare, Ewig-Rätselvolle. Es ist nicht mehr verstandesgemäß zu durchdringen. Es ist irgendwie und durch irgend welche Macht einmal gesetzt. Aus einer für uns unerreichbaren Tiefe, aus einem uns unübersehbaren, unberechenbaren Wollen ist diese rätselvolle Wirklichkeit, die uns umgibt, emporgestiegen.

Und wir nun mitten in dieser großen rätselvollen Wirklichkeit mit unserm Leben und Mühen! Was für einen Sinn und Zweck

haben wir? Sind wir mehr als Funken, die aus dunkler Nacht aufstieben und in dunkle Nacht wieder vergehen? Und selbst wenn wir unser Dasein mit dem der Gemeinschaft, des Volkes, der Menschheit verketten und zufrieden sein wollen mit dem Beitrag unserer Lebensarbeit zum großen Haushalt des Menschengeschlechtes – was für einen erkennbaren Sinn und Zweck hat dies allgemeine Menschheitsdasein? Gibt es ein wirkliches Aufwärts und Vorwärts seiner Arbeit? Dann und wann scheinen sich die Nebel zu lichten und es zeigt sich auf Teilstrecken des Geschehens etwas, das wie Zielstrebigkeit sich ausnimmt. Aber die Nebelmassen ballen sich auch wieder und tiefe Rätsel umdrängen uns: ungeheure Zweckwidrigkeiten, tausendfache Vergeudung der Kräfte, sinnwidrige rohe zerstörende Geschehnisse, gewaltsame Eingriffe elementarer Gewalten zeigen sich überall. Ist das ganze überhaupt ein Aufwärts, oder gar ein Abwärts, oder in dem einen Sinne ein Fortschreiten, in dem andern ein Rückwärtskommen, im ganzen ein Zielloses Hin und Her? Unentschieden wogt der Streit der Optimisten und der Pessimisten, und die tieferen und nachdenklicheren Naturen scheinen sich der Schar der letzteren zuzugesellen.

Und ziehen wir uns noch einmal von der ganzen umgebenden Wirklichkeit auf uns selbst zurück. Ja wenn wir nur innerhalb der beschränkten Möglichkeiten im Kleinen ein zielsicheres Leben führten, unser Dasein wie aus einem Guß mit einem sicheren Wurf gestalten könnten! Aber wie stümperhaft führen wir im Durchschnitt unser Leben. Wie erzählt uns unsres Daseins Gang, wenn wir zurückschauen, von verfehlten Möglichkeiten, von nicht wieder gut zu machenden Verfehlungen. Und wie grausam zwang die rauhe Wirklichkeit, die uns umgab, ihre Notwendigkeit uns auf. Wie viele unter uns zogen einmal aus, etwas wahrhaft Großes zu finden, etwas wahrhaft Gutes zu erobern: und wie ärmlich war das schließlich, was wir fanden. Der Strom des Lebens warf uns an einer ganz andern Stelle ans Ufer, weit unterhalb des Ortes, wo wir zu landen gedachten.

So stehen wir mitten in einer großen unheimlichen Wirklichkeit, zwischen zwei Unendlichkeiten, mitten in der aus einer unbekannten Tiefe aufsteigenden Mannigfaltigkeit des Lebens und seiner Rätsel; auf der Grenzscheide von Tag und Nacht, zwischen Geburt und Tod:

> Wir sind dem Stoffe gleich, daraus der Traum sich webt,
> Und unser kurzes Leben umhüllt der Schlaf.

Und eine bange Frage steigt in uns auf. Gibt es dennoch einen letzten Sinn und Halt unsres Lebens, gibt es eine Verankerung unseres Seins in tiefster Wirklichkeit? Oder treiben wir auf der Oberfläche des Seins dahin, dem Schaume gleich, den die Meereswoge wirft? Sind wir so viel nur wie fallend, welkend Laub, das sich nach kurzer Sommerszeit fortstiehlt aus der Gesellschaft des Lebens, um dort unten den Boden zu bereiten für eine ewige Fortsetzung des zwecklosen Spiels?

Wir können es nicht lassen, so zu fragen und uns über den trostlosen Schluß, zu dem die Betrachtung der äußeren Wirklichkeit uns führt, hinwegzusehnen. Es ist dies Sehnen auch nicht nur ein leeres, aus dem Gefühl unsrer Nichtigkeit, Kleinheit und Ohnmacht hervorgegangenes Wünschen und Begehren. Es treibt uns ein innerer Zwang dazu, es treibt uns das Gefühl unsrer relativen Größe, unsrer inneren geistigen Ueberlegenheit allen Teilerscheinungen und Einzeldingen der Wirklichkeit gegenüber. Wir haben das Gefühl, daß wir mehr sind, als alles das, was uns umgibt und was wir mit dem Wort Natur zusammenfassen; daß unser Selbst nirgends ganz zur Ruhe kommt, daß es über alles endliche und geteilte Wesen ständig hinausstrebt, zu einem Letzten, Unbedingten. Und selbst diese uns erdrückende und zermalmende Größe der uns umgebenden Wirklichkeit, die alle unsre Ansprüche zu vernichten scheint, wo ist sie schließlich und wie ist sie gegeben? In unsrem Geist ist sie vorhanden, wir denken sie; wo kein Ich ist, ist sie nicht da. Es ist der menschliche Geist selbst, der sich gleichsam diese tiefe, furchtbare Wirklichkeit schafft und erobert. Und in uns, den zwerghaft winzigen Wesen, lebt ein Wollen, das imstande ist, sich dem ganzen äußeren Weltwiderstande entgegenzustemmen und gegen ihn seinen Weg zu nehmen, das sich wohl vernichten, aber nicht brechen und aus der Bahn werfen läßt, wenn es sich um das handelt, was wir Menschen das von uns erkannte Gute und Wahre nennen.

Wir können jenes Fragen und Bohren nicht lassen, es gehört zur Notwendigkeit unsres Lebens. Sehr verschieden ist freilich die Art, wie die Einzelnen sich dazu stellen, und in welcher Richtung sie die Antwort suchen.

Die einen suchen nach Möglichkeit an diesen Fragen vorbeizukommen und sich mit ihnen abzufinden. Es sind die harmlos Leichtlebigen. Sie haben flüchtig einmal ihren Blick auf des Lebens Rätsel gerichtet. Dann aber fingen sie an sich zu grauen, — und

wandten sich ab. Im leichten Getändel und Spiel, im Maientanz des Lebens suchen sie zu vergessen, sich zu zerstreuen. Und sie zerstreuen sich wirklich im furchtbarsten Sinn des Wortes, sie geben ihr Eigenstes auf, zerfetzen und verlieren sich an die umgebende Wirklichkeit, und die zieht die Teile ihres Wesens, welche des Mittelpunkts entbehren, hierhin und dorthin. Es braucht gar kein Zerstreuen in rohen und schalen Vergnügungen des Alltagslebens zu sein, es gibt ein Zerstreuen auch in dem, was man Arbeit nennt, in scheinbar zweckvoller Vielgeschäftigkeit ohne inneren Sinn und Wert, im gierigen Graben nach Regenwürmern, im Aufhäufen zweckloser Schätze, — schließlich doch nur ein Spielen am Jahrmarkt des Lebens. — Weil sie keinen Mut hatten, in das Dunkel und in die Tiefe des Daseins hinabzusteigen und die Wurzeln des Lebens zu pflegen, so ließen sie sie vertrocknen und führen nun ein wurzelloses Dasein, eine Beute der zufälligen Strömungen des Tages ohne Ziel und ohne Halt.

Ihnen gegenüber steht eine sehr anders geartete Gruppe von Menschen. Sie sehen die ganze Härte und Furchtbarkeit des sie umgebenden Daseins. Ein tiefes Sehnen lebt in ihnen nach Wahrheit und Wirklichkeit, nach vollem ganzen Leben, nach „tiefer, tiefer Ewigkeit". Aber sie verschließen sich vor dem Einen, das hier weiter führen kann, vor dem zermalmenden und durchbohrenden Gefühl ihrer eignen Nichtigkeit. Sie wollen die Ketten nicht sehen, von denen sie gefesselt sind und glauben an die Allmacht ihres ins Uebermenschliche gesteigerten Ichs. Mitten im Tode und in den ungelösten Rätseln des Lebens stimmen sie den Triumphgesang des Lebens an und glauben in dieser vom Rausch der Begeisterung getragenen und gesteigerten Existenz den Sinn des Daseins zu finden. Dennoch bemitleidenswerte Menschen! Ihr Geschick zwingt sie über ihre Kraft hinaus fortwährend sich zu steigern, ihre Stimme lauter und lauter zu erheben, bis sie nur noch mißtönend schrillt. Einsam ziehen sie ihre Bahnen, wie der leuchtende Meteor, der seinen eignen Weg fernab von den Gesetzen des Daseins nahm, im hellen Aufleuchten zerstiebt und die Welt ringsumher in um so größerem Dunkel zurückläßt.

Und weiter sehen wir eine dritte Schar: sie sind zu ernst und zu nachdenklich, um an dem Rätsel des Lebens vorbeizugleiten, zu weise und auch zu wenig willenskräftig, um ihre Kräfte nutzlos zu vergeuden. Aber auch ihnen ist die Gabe versagt, von ihrem Selbst loszukommen und an Höheres sich hinzugeben. Sie hüllen

sich in den selbstgeschaffenen Panzer der Ironie und der Skepsis. Sie schauten tief in die Rätsel des Lebens. Aber ihr überscharfer Verstand hindert sie an einer Auslösung tieferen Gefühls. Er grübelt ihnen vor, daß es vielleicht doch nichts sei mit dem Ernst und der Tiefe des Lebens, vielleicht alles nur ein wirres Spiel ihrer erhitzten Phantasie! Man muß die Dinge nicht so einseitig und schwerfällig nehmen, muß seine Gefühle zurückdrängen! Ganz nur Verstand und lauschende Beobachtung nehmen sie die Wirklichkeit als ein buntes ergötzliches Schauspiel, eine Seifenblase, deren farbigen Glanz man bewundert, wohl wissend, daß diese bald zerplatzt. Sie fühlen sich tief unglücklich und beneiden die einfachen Menschen, denen das Leben noch eine Realität und kein Traum ist, und doch wieder hoch erhaben über die großen Kinder und Toren des Tages, denen sie ironisch zulächeln. Und im letzten Grunde haben sie ein wenig Freude an dem buntglitzernden Spiel ihres eignen Ich. Freiwillige Wüstenwanderer, die ihr Leben einer planvollen Ausdörrung anheimgeben.

Höher steht eine andere Gruppe, die wir jetzt ins Auge fassen, die der Resignierten. Sie haben ein für allemal auf eine Lösung des erkannten Rätsels verzichtet. Die Wirklichkeit ist ihnen in letztem Sinne etwa eine Maschine, die in eherner Gesetz- und Zweckmäßigkeit und in vollendeter Gleichgültigkeit gegen alles Einzelleben auch der höchsten Art ihren majestätischen Gang geht aus unbekanntem Woher zu unbekanntem Wohin. — Sie selbst haben gelernt sich zu bescheiden. Und wenn die Stoiker des Altertums in dieser wunschlosen Stimmung dem allgemeinen Ganzen und seinen Gesetzen gegenüber in oft gemachter und unwahrer Deklamation höchste Glückseligkeit zugleich für den Einzelnen sahen, so ist die moderne Stimmung wahrer, wirklichkeitsgemäßer geworden. Man behauptet nicht mehr, auf diesem Wege höchste Glückseligkeit zu erreichen. Man gibt ruhig und resigniert zu, daß dieses Lebens Wirklichkeit unsre persönlichen Bedürfnisse niemals ganz befriedigen könne, daß es ein volles Genügen und einen letzten Sinn des Daseins nicht gäbe. Nur darauf komme es an, in Menschenfreundlichkeit und gütigem Mitleid mit allem endlichen Wesen das verhältnismäßig Beste aus diesem Leben zu machen: ein wenig Wärme, ein wenig Trost und Halt, ein wenig Liebe in dieser dunklen und kalten Welt zu verbreiten.

Und noch eine letzte Gruppe steht vor uns, diejenige, welche gegenwärtig auf das Geschlecht unsrer Tage wohl die größte An-

ziehung ausübt. Es sind die, deren Evangelium die Schönheit ist. Sie verkünden: Mag das Leben im letzten Sinn sein wie es will, mag die Wirklichkeit die uns umgibt, grausam schroff und hart, sinn- und zwecklos sein, wir jubeln diesem grausamen Leben zu, denn es ist schön, es ist erhaben. Alle seine Rätsel und Verworrenheiten steigern nur seine Großartigkeit und seinen erhabenen Schwung. Alles Unschöne und Häßliche, alles Verkehrte und Boshafte ist nur die notwendige Schattenseite, durch welche das Lichte und Helle stärker herausgehoben wird. Des Lebens starke Gegensätze lösen sie in ein erfreuendes Farbenspiel. Und aus allen den verschiedenen Tönen des Daseins, den dumpfen der Tiefe und den klaren der Höhe, den vollen und satten und den grellen und schrillen, aus den Akkorden und den Dissonanzen rauschen ihnen wunderbare Harmonien entgegen. Sie spannen über die dunklen Wolken der Wirklichkeit den Regenbogen des Schönen, sie freuen sich am farbigen Abglanz, sie lauschen auf die feinen Obertöne; und die zarten Schwingungen und Stimmungen, die in ihrem Seelenleben ausgelöst werden, sind ihnen wichtiger als die grobe Tatsächlichkeit, welche nur die alltäglich Gestimmten interessiert; sie erklären die Illusion als das letzte Erreichbare und den Traum für die höhere Wirklichkeit. Sie vertauschen die Nacht mit dem Tage und versenken sich in höchstem Entzücken in das Unfaßbare und Ungreifbare. Sie können in höchstem Heroismus zu dem Leben sprechen: Schlage uns grausam, töte uns Leben, wir lieben dich dennoch, denn du bist schön, du bist erhaben.

Aber abseits von allen diesen, die die Lösung des Rätsels des Lebens in so verschiedener Weise suchen, wandeln ihren eignen Weg die, welche die Antwort des Glaubens gefunden haben.

Wir lauschen dieser Antwort.

Die Antwort des Glaubens.

Grundlegung: der allmächtige Gott.

Glauben, fromm sein, heißt sich in einer bestimmten und von allen den besprochenen Möglichkeiten spezifisch verschiedenen Weise zum Ganzen der uns umgebenden Wirklichkeit stellen. — Wer wirklich glaubt, dringt wahrhaft auf des Lebens tiefste Gründe und geht nicht gleichgültig an ihnen vorüber. Er stellt sich nicht in titanischem Trotz der Wirklichkeit gegenüber, auch nicht mit müder Ske-

psis und mit schmerzloser Resignation, auch wieder sucht er sich nicht über die Rätsel des Lebens durch den Schein des Schönen hinwegzutäuschen. Er bejaht diese Wirklichkeit mutig und in Ehrfurcht. Ihm schließt sie sich zur sinnvollen Einheit zusammen, er findet in ihr, hinter und über ihr ein unbedingtes Etwas, was seinem Leben letzten Halt gewährt. Ja noch viel mehr, der Glaube lehrt uns, daß wir dieses Daseins tiefster Wirklichkeit im Grunde unsres Wesens verwandt sind, daß wir ein Herz zu ihr fassen und unsres Wesens Ruhe in ihr finden können, daß wir zu ihr sprechen dürfen „unser Gott". Aller Glaube, der die Menschheit auf dem langen Wege ihrer Geschichte aufwärts geleitet hat, strebte, soweit er wirklich wahr und lebendig war, auf mannigfachen Irrwegen und Umwegen, durch vielfache Beschattungen und Verdunkelungen — diesem Ziele zu. Und wovon die Religionen aller Zeiten und Völker stammelten: aus der Verkündigung des von den alttestamentlichen Propheten vorbereiteten Evangeliums Jesu von Nazareth tönt es uns in klarer Erkenntnis und vernehmlicher Sprache entgegen: die in der uns umgebenden Wirklichkeit sich geheimnisvoll offenbarende Macht ist unser Gott.

Unser Gott, damit ist zweierlei gesagt. Er ist unser *Gott*, der aus der Fülle des Daseins zu uns spricht, der Gott, vor dem wir Kreatur sind, vor dessen wunderbarer und allmächtiger Wirklichkeit wir uns in der ganzen Nichtigkeit unsres Wesens empfinden. Und er ist *unser* Gott, dem wir gehören, zu dem wir Du sagen dürfen, der uns zu sich zieht und zu dem wir uns erheben dürfen in einem alle Abstände überwindenden Vertrauen. Nach beiden Seiten ist aber der christliche Gottesglaube wiederum nur die klarste Ausprägung alles dessen, was in der langen Geschichte der Religionen mühsam nach Gestaltung gerungen hat. Zwischen den beiden Polen: der oft bis zur wahnsinnigen Angst gesteigerten Empfindung der Fremdheit göttlichen Wesens und andrerseits dem bisweilen die Ehrfurcht und den Respekt hintenanstellenden Gefühl des Naheseins flutete zu allen Zeiten das religiöse Leben der Völker. Bald war die eine, bald die andre Seite mehr betont, bald zeigten sich von dieser, bald von jener Einseitigkeiten und Gefahren. Im christlichen Gottesglauben aber tritt beides gleich klar heraus, an zwei gleich starken Pfeilern hängen die Ketten seines kühnen und stolzen Baues.

Gott ist unser *Gott* d. h. er ist mehr als wir und anders als wir. Auf den untersten Stufen alles religiösen Lebens tritt dieses Empfinden schon lebhaft hervor. Der Gedanke an die Gottheit er-

füllt den Menschen mit Empfindungen der Furcht, der Flucht und der Abwehr, mit sinnbetörender Angst, die zu allem auch den schwersten Opfern bereit und fähig ist. Ueber der altgriechischen Religion steht das Bekenntnis: „Die Götter sind mächtiger als die Menschen". Und als der Grundfehler und die Kardinalsünde galt der menschliche Uebermut, der sich vermessen der Gottheit gleichstellt. Der altgriechischen Tragödie geistiger Gehalt konzentriert sich in diesem Gedanken: Die Götter zerbrechen den Trotz der Menschen. Und wie gewaltig haben die Heroen alttestamentlicher Frömmigkeit diese Seite des Glaubens verkündet: den Gott der im Wetterbraus und Wolkendunkel daherstürmt und wieder verschwindet, den furchtbaren geheimnisvollen Gott, der seines Volkes Vernichtung beschlossen hat, dessen Tag Finsternis ist und Verderben, dessen Botschaft eine seelenzermalmende Last, dessen Wesen in Dunkel gehüllt ist, dessen Wege höher sind als unsre Wege und dessen Gedanken höher als unsre Gedanken. Ein ganzes Buch des alten Testaments ist dem dunklen, unerforschlichen Gott geweiht: aus jeder Zeile des Buches Hiob klingt dieser Ton heraus. Freilich wird im neuen Testament, in der Predigt Jesu von Nazareth, mit voller Stärke der entgegengesetzte Ton angeschlagen: die frohe Botschaft von dem nahen, gegenwärtigen Gott, aber die Dominante tönt in unverminderter Stärke weiter und gibt dem Klange seine Stimmung und seine Kraft. Auch der Vater Jesu von Nazareth ist der Herr Himmels und der Erden, der wunderbare und unbegreiflich starke Gott, der seine Sonne scheinen läßt über Böse und Gute und regnen über Gerechte und Ungerechte, der rätselhafte und furchtbare, der über das Leben seines Auserwählten Nacht und Dunkelheit breitete und es am Kreuze enden ließ. Und der größte Jünger des Meisters verkündete denselben Gott: den Urgrund und das Ziel unsres Lebens und Wesens, den Gott der im Geheimnis sich offenbart, der mit der Torheit und dem Aergernis des Kreuzes alle Begriffe der Menschheit von Weisheit und Macht vernichtet, in dessen undurchdringlichem Willen Seligkeit und Verdammnis ruht, in dessen Händen die Menschheit ist wie der Ton, den der Töpfer formt. Auf den Schultern des Paulus erhebt sich die Frömmigkeit Augustins in ihrer herben und schroffen Gottinnigkeit und ihrer allen menschlichen Eigenwillen niederschmetternden Kühnheit. Auch im Hintergrund von Luthers Glauben steht der verborgene rätselhafte Gott: „Wir sollen Gott über alle Dinge fürchten".

Wir Kinder einer neuen Zeit sind ja, wenn wir uns und

unsre Lage recht verstehen, auf diesen herben und dunklen Ton des religiösen Lebens ganz besonders gestimmt. Denn das sagt uns unser Glaube: diese Wirklichkeit, die sich unabsehbar und unübersehbar für uns dehnt im unendlich Großen und unendlich Kleinen, dieser Strom des Lebens mit allen seinen Rätseln ist ein Ausfluß seines Wesens, ein Werk seines Willens. Wir messen sie niemals aus die Maße seines Schaffens, schreiten sie nicht ab die Grenzen seines Wirkens. Und spannten wir alle Segel unsres Erkennens und ließen uns über das Meer des Geschehens fahren und nähmen wir die Flügel der Phantasie, daß sie uns zu den höchsten Gipfeln alles Seins emportrügen, wir kommen nicht an die Grenzen, wo sich das Geheimnis des Unendlichen uns enthüllte. Vielmehr, mit jedem Schritt, den wir vorwärts gehn in der Erkenntnis der Wirklichkeit und ihrer Gesetze, tun sich uns unerwartet neue Tiefen des Daseins auf; jede Antwort, die wir auf eine Frage finden, schließt nur eine Reihe neuer Fragen in sich, und für jedes gelöste Rätsel stehen mehrere neue vor uns. Je weiter wir staunend vorwärts dringen, desto klarer wird es: die Welt, die wir kennen, die wir erkennend beherrschen, ist nur eine Insel im Ozean, rings umbrandet und umflutet von der unergründlichen Tiefe göttlichen Lebens und göttlichen Schaffens. Sie ist keine abgeschlossene Einheit, kein Ganzes, nur ein Ausschnitt, ein Fragment, und hinter diesem Ausschnitt soweit wir ihn begreifen, birgt sich, in diesem nie ganz zur Darstellung kommend, die Fülle göttlichen Wesens. Je weiter und je höher wir zu ihm emporstreben, desto weiter scheint er vor uns zurückzuweichen, er duldet nicht, daß wir ihn schauen von Angesicht zu Angesicht, und schon die Frommen des alten Testaments sprachen es ahnungsvoll aus, daß wer Gottes Angesicht sehe, des Todes sterben müsse.

Und auch in dieser uns bekannten Welt umgibt er uns Tag für Tag mit einer Fülle seiner Rätsel und Wunder. Wir denken dabei nicht an das, was kindlicher Glaube Wunder im außerordentlichen Sinn des Wortes nennt. Aber — wir sagten es schon — dieses ganze tatsächliche konkrete Dasein, das uns täglich umgibt, ist in sich ein unauflösliches wunderbares Rätsel. Gewiß waltet in diesem Dasein allüberall die unverbrüchliche Regelmäßigkeit des Gesetzes, und nichts ist seinem Machtbereich entzogen. Aber glauben, daß wir das Dasein selbst in seiner Einzigartigkeit und Besonderheit, mit dem was wir Gesetz nennen, ausschöpfen könnten, hieße der Meinung sein, daß wir mit einem Netze, schüfen wir es

nur groß genug, das Meer ausschöpfen könnten. Jede Stunde wahren wirklichen Lebens, die wir erleben, mit dem ganzen Reichtum ihres Inhalts, widerlegt uns. Jede neue Blüte eines individuellen Menschendaseins, die sich vor unsern Augen entfaltet, in geheimnisvoller Stille, aus geheimnisvoller Tiefe, und wäre sie nach außen hin noch so unscheinbar, dennoch ein Etwas für sich, etwas das so nie gewesen ist und nie wiederkehrt, spricht vernehmlich zu uns von der Wunderwelt unsres Gottes, in der wir leben.

Und nun wir diesem Gott gegenüber, ganz und gar ein Nichts, ein Werk seiner schöpferischen Kraft, ganz und gar durch sie gesetzt. Kreatur, die alles nimmt und nehmen muß aus seiner Hand, in den Staub vor ihm gebeugt, ganz und gar aufgelöst in dem Gefühl unsrer Schwäche und Kleinheit, unsres ohnmächtigen zielunsicheren Wollens. Nur wer dem furchtbaren Ernst dieser Gedanken stillehalten kann, dem hat unser christlicher Glaube etwas zu sagen.

Denen aber die das tun, hat er noch mehr und Größeres zu sagen. Es bleibt doch nicht bei dieser zermalmenden Empfindung unsrer Kleinheit und Nichtigkeit, bei dem bloßen Gefühl der Furcht. Zwei Worte sind es, die den Stimmungsgehalt unsres Glaubens erst ganz umschreiben: Ehrfurcht und Demut. Ehr-Furcht: ja wohl auch Furcht. Mit Beben und Zittern treten wir vor den allmächtigen Gott und wollen uns dieser Furcht nicht schämen. Schrecklich ist die Wirklichkeit des lebendigen Gottes, wenn er im Sturme daherfährt. Wir sollen Gott über alle Dinge fürchten. Unser Glaube ist keine weichliche und sentimentale Gefühlserregung, keine Deklamation über den freundlichen Gott, der über dem Sternenzelte thront. Er muß hart sein, wie Stahl und Demant. — Aber er ist doch nicht nur Angst und Furcht. „Ehrfurcht", — das ist es: wir können diesem allmächtigen, wunderbaren Gott freiwillig die Ehre geben. Und in diesem Gefühl uns erheben über die Ohnmacht unsres kleinen Ich zu freudigem, ehrfurchtsvollem Staunen und dienender Anbetung unsre Seele weit machen und uns hinaufführen lassen in die freie Höhe göttlichen Seins, göttlicher Gedanken, die wir ahnend erraten.

Und Demut d. h. höchster Lebensmut, der in Selbstverzicht, in freiwilliger, ehrfürchtiger Hingabe die große und erhabene Wirklichkeit Gottes und unsre Kleinheit bejaht. „Wenn ich nur Dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde und ob mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist Du doch Gott allezeit meines Herzens Trost und mein Teil". — In dieser Demut sind wir gleich

weit entfernt von allem trotzigen und titanischen Sich-Aufbäumen des eigenen Ich und aller leidvollen und trostlosen Resignation. Wer sich so in Ehrfurcht und Demut zu Gott erhebt, der schöpft aus Quellen verborgener Kraft. Sicherheit, Freudigkeit, Sieghaftigkeit schirmen sein Dasein; und „dieses Weltall ist ihm eine Burg geworden, darinnen er sicher wohnen kann".

Gott und die Seele.

Aber hier erhebt sich eine neue Frage. Wie ist es möglich, daß wir im Glauben die Stimmung der bloßen Furcht und Angst, das Gefühl der Vergänglichkeit vor Gottes allmächtigem Wesen, dergestalt läutern und erheben können zu den Gefühlen der Ehrfurcht und Demut? Und wir antworten: deshalb weil unser Glaube noch eine andre Seite seines Wesens hat. Er läßt uns nicht bei den schroffen Gegensätzen zwischen Gottes Allmacht und kreatürlicher Ohnmacht stehen. Mit einem großen „Und dennoch" schlägt er die Brücke hinüber und herüber. „Dennoch bleibe ich stets bei Dir, und Du hältst mich an Deiner rechten Hand." Das sagt uns unser Glaube: der allmächtige Gott ist *unser* Gott. Er neigt sich zu uns, und wir sollen uns zu ihm erheben. Er gehört zu uns und wir zu ihm. Wir dürfen zu der allmächtigen Wirklichkeit unsres Gottes „Du" sprechen.

Auch hier kommt in unserer christlichen Religion nur ein Grundzug zum vollendeten Ausdruck der in allem religiösen Leben vorhanden ist. So fremd und unheimlich auch die höheren Mächte, die Götter, die Gottheit den Menschen je und je erschienen sind, stärker war fast noch immer das Gefühl des sehnsüchtigen Hinstrebens, die Empfindung der Zugehörigkeit, stärker die Ueberzeugung, daß die Gottheit in Berührung treten will mit den Menschen, daß sie Gaben nimmt und Gaben gibt, daß sie auf das Schreien und Flehen der Gläubigen hört, daß sie letzten Halt, endgültigen Schutz gewährt, daß sie unverbrüchliche, heilig ernste Forderungen an sie stellt, aber auch lohnt mit seligem Lohn. Und je höher sich das Leben der Menschen und ihr Glaube erhob, desto mehr haben die Völker und Generationen, indem sie das mit der Religion verbundene sinnliche Begehren läuterten, das Höchste und Beste, was sie hatten, ihre heiligsten Güter und Anlagen in Verbindung gebracht mit dem Glauben an die Gottheit. Sie haben so einerseits die stärksten Werte ihres Lebens gegründet auf die tiefste

Wirklichkeit und wiederum ihre Gedanken von der Gottheit geläutert und geadelt und mit wertvollem Gehalt erfüllt.

Aber freilich beginnen nun hier auch die größten tatsächlichen Verschiedenheiten der Religionen. Denn was alles hat das Menschengeschlecht im langen Lauf seines Daseins als höchste Werte empfunden! Und innerhalb dieser verschiedenen Gestaltungen gilt es nun, den eigentümlichen Platz unsres christlichen Gottesglaubens zu bestimmen.

Weitab von dem Hauptstrom der Religionen der Völker hat sich der Strom der die ostasiatische Welt beherrschenden indischen Religionen sein Bett gegraben. Das Volk der Inder, das sich durch sein Vordringen nach Süden nach dem Ueberschreiten des Gebirges von dem Stamm unsrer die Weltgeschichte tragenden Völkergemeinschaft abgetrennt hatte, fiel nach Ueberwindung der minderwertigen Urbevölkerung in dem erschlaffenden südlichen Klima dem Verdämmern und Verträumen in einem geschichtslosen Dasein anheim. So kam allmählich über dieses Volk eine Stimmung des Ekels vor dem taghellen Leben der Wirklichkeit. Und man empfand es als das erstrebenswerteste Ziel, von diesem bunten Leben des Tages und der Gemeinschaft sich auf das eigne Ich in seiner Ruhe, Einsamkeit und Stille zurückzuziehen. Mit dem aber, was man so als den höchsten Wert menschlichen Lebens erkannt zu haben meinte, verband man den Gedanken an die Gottheit. Die Gottheit ist jene große Ruhe und Stille des all-einen Lebens, das hinter dieser bunten Welt der Erscheinungen liegt; und diese scheinbar wirkliche Welt ist nur der farbige Abglanz des Lebens, nur Schaum, den die Wogen des unendlichen Meeres des wahren Daseins werfen. Wenn der einzelne Mensch sich von all dem buntfarbigen, zwecklosen und deshalb notwendig leidvollen Getriebe des alltäglichen Lebens zurückzieht, wenn er von allem bestimmten Wollen, bestimmten Denken absieht, und sich in die Natur des allgemeinen Lebens versinken läßt, dann findet er auf dem Grunde seines Wesens das göttliche, allgemeine, unbestimmte und schrankenlose Sein: „Das ist das Wirkliche, das ist das Sein, und das bist Du". Religion ist völliges Aufgeben des eignen Ich, Religion ist Meditation, sich Versenken in das Göttliche, sich Zurückverlieren in das all-eine Sein. So entstand die Religion, die man als die klassische Ausprägung des eigentlichen und konsequenten Pantheismus bezeichnen kann, die Religion des Brahmanismus und seiner wenn auch stark verdorbenen Weiterbildung im Hin-

duismus. Und nachdem hier der eine Faktor des religiösen Lebens, das menschliche Ich so gut wie beseitigt, beinahe auf Null reduziert war, ist es dann kein Wunder, wenn in dem Nebenzweig der indischen Religiosität, der freilich später eine Welt beschatten sollte, im Buddhismus, auch das andre Zentrum der Religion, der Gottesglaube, verloren ging und Religion nichts andres wurde als gestaltlose Sehnsucht aus dem notwendig leidvollen Dasein in das ewige Nichts.

Bei der immer enger werdenden Berührung der Völker und Kulturen unter einander ist es begreiflich, wenn diese Religion des indischen Pantheismus im verflossenen Jahrhundert auch auf das europäisch-amerikanische Kulturleben hinüberzuwirken begonnen hat. Sie hat sich hie und da der Stimmung in oberen Schichten unsres Kulturlebens bemächtigt, zumal in ihrer Vereinigung mit dem Zauber höchster poetischer und musikalischer Meisterschaft. Es ist aber, wenn wir es ruhig überlegen, nicht daran zu denken, daß eine religiöse Anschauung, die wirklich Ernst macht mit der Predigt von der Vernichtung aller menschlichen Werte des Einzellebens und der Gemeinschaft, die Herrschaft oder auch nur beträchtlichen Boden in einer Welt gewinne, die in so starken und doch gesunden Spannungen lebt wie die unsre, die so nach vorwärts strebt und sich vor große Aufgaben gestellt fühlt, die so überzeugt ist, am Anfang ihrer Arbeit zu stehen und nicht am Ende. Es mag sein, daß jene Stimmungen vorübergehend einmal weiteren Erfolg haben in solchen Zeiten, wo in bestimmten Völkern und Kreisen die Arbeit zeitweilig stagniert — wir haben das in der Mitte des vorigen Jahrhunderts erlebt. Es ist möglich, daß bei allzu heftigen und ermüdenden, das Nervenleben zerrüttenden Spannungen und allzu stürmischem Drängen nach vorwärts ein Gegenschlag eintritt und die Erschöpfung sich einstellt. Im allgemeinen wird diese Welt unserm Leben und seiner Eigenart fremd bleiben. Selbst ein Prophet wie Tolstoi ist und bleibt uns mit seiner Verkündigung von dem vollständigen Unwert alles dessen, was wir für Lebenswerte halten, fremd; er kann uns Letztes und Bleibendes nicht bieten, so viel er uns auch zu sagen haben mag. Seine Predigt kann höchstens für uns die Bedeutung eines Korrektivs haben. Er kann uns ein treuer Warner sein vor der Ueberschätzung der Lebensgüter, die wir uns schufen, nicht ein Führer, der uns neuem Leben entgegenführt.

In gewissen und nicht allzu kleinen Kreisen wird diese Art von

Religion und religiösem Leben hauptsächlich ihre Anhänger finden: da wo man die Religion nicht ernst nimmt, wo man religiöses Leben nur will und nimmt als ästhetischen Genuß, wo Männer und Frauen, die sich im Tagesleben abgehastet, ihre Kräfte erschöpft, ihre Nerven überreizt haben, sich in Dämmerstunden ihres Lebens diesen Stimmungen zuwenden. Da erscheinen diese dann als anregender und interessanter Gegensatz, man erfreut sich an dem farbigen Kontrast, man schwelgt in den Gedanken an die Nichtigkeit des Lebens, das man soeben noch mit allen Fasern seines Seins gelebt, man lauscht am Tage den Marschklängen des Daseins und am Abend dem Notturno der Vergänglichkeit. Man will sich ein wenig in die Höhe weisen und heben, aber zu nichts verpflichten lassen. Wir wenden uns von diesen Kreisen ab; niemand wird meinen, daß hier zukunftskräftiges Leben vorhanden ist. Religion will und verpflichtet den ganzen Menschen, und auch die tiefernste indische Religion ist zu gut, als daß mit ihr ein Spiel getrieben werden dürfte.

Die zukunftskräftigen abendländischen Völker, die siegenden Nationen des Erdballs sind mit ihrem religiösen Leben einen andern Weg gegangen. Sie haben die Gottheit nicht in erster Linie auf der Nachtseite des Lebens gesucht, im Träumen und Verdämmern. Ihnen hat sich wieder und wieder der Glaube vermählt mit den höchsten positiven Werten ihres Lebens, mit allem was sie über ihr naturhaftes Dasein aufwärts und vorwärts führte.

Wir fassen, um das zu sehen, die höchsten Ausgestaltungen abendländischer Religion ins Auge. Zarathustra, der Prophet des zur Weltherrschaft aufstrebenden persischen Volkes hat den Glauben an seinen Gott Ahura Mazda eng mit dem Gedanken der menschlichen Kultur verknüpft. Er lebte und wirkte in einem Volke, das gerade im Begriff war, sich aus nomadenhaft-barbarischem Dasein zu einem Leben der Kultur zu erheben. Und er gab diesem Streben das Fundament in einem Gottesglauben, der sich seiner Seele erschlossen hatte. Das ist, so verkündete er seinem Volk, das ist der Wille Ahura-Mazdas, daß man dem nomadenhaften Leben entsagt und sich dem Leben gesitteter Gemeinschaft und seiner Ordnung zuwendet. Wer Häuser baut zu dauernder Niederlassung, wer Ackerbau und Viehzucht treibt und die schädlichen Tiere tilgt, wer Brücken schlägt und Bäume pflanzt, wer in Treue und Wahrhaftigkeit mit seinen Nachbarn lebt, wer den heiligen Krieg führt gegen die Barbarenhorden, ist ein Diener Ahura Mazdas. Wer

das nicht tut, der dient dem Teufel und seinen bösen Scharen.

In Griechenland verband sich der Glaube an die Götter mit dem höheren geistigen Dasein einer Nation, wie es sich im heiligen Krieg gegen die Barbaren, vor allem aber in den Werken des Friedens darstellte. Und alles, was das Leben und die Gemeinschaft der griechischen Stadt zierte und schmückte, festete und gründete, erhöhte und adelte, trieb man im Namen der Gottheit, stellte man in ihren Dienst. Später als unter der Gewalt der Schicksalsschläge das griechische Städtewesen allmählich sich dem Grabe zuneigte, als die Götterdämmerung für die reichen Gestalten des griechischen Volksglaubens eintrat, retteten seine Weisen, Sokrates und Plato und die ihnen nachfolgten, das Wesentliche griechischer Religion. Die Besten im Zeitalter der alternden und sterbenden Antike hielt der Glaube aufrecht, daß hinter dieser sinnlich sichtbaren Welt mit ihrer Schwere, Trägheit und Unvollkommenheit eine höhere Welt sei, die in dieser niederen nur mühsam und bruchstückweise nach Gestaltung ringe: die Welt der Gottheit und der ewigen Ideen des Guten, Wahren, Schönen. Mitten in einer Welt, die sie zu beherrschen verzichteten und die erbarmungslos über sie hinwegging, schlugen sie ihre Augen voll Sehnsucht auf nach der höheren Welt, der verlorenen Heimat ihrer Seele.

Auch die großen Propheten des Volkes Israel haben ihren Glauben an den Gott der Väter hoch erhoben über die Sphäre des sinnlichen Daseins des natürlichen Volkslebens, in dem sie wirkten, und ihn mit neueren und höheren Werten erfüllt. Ihnen stand der Gott vor der Seele, der in starkem Zorn und herbem Unmut, das sinnliche Dasein seines Volkes zu vernichten bereit ist und vor dessen heiligem und ehernem Willen nur eines Bestand hat in der Welt: Recht, Gerechtigkeit und Heiligkeit. „Es ist dir gesagt o Mensch, was frommt und was Gott von dir fordert, nämlich Recht zu tun, Liebe zu üben und demütig zu wandeln vor deinem Gott".

Mitten aus dieser hochaufstrebenden Welt ist das Evangelium in und mit der Person Jesu von Nazareth in die Höhe gestiegen, hat der menschliche Glaube durch ein neues schöpferisches göttliches Werde die höchste Stufe erreicht. Und hier auf der Höhe tönt in dieses ganze Streben nach aufwärts ein neuer, feierlich froher, ernst gewaltiger Klang hinein. Das Evangelium verkündet den Gott, der in erster Linie die einzelne menschliche Seele sucht und will. Es verknüpft in einer Sicherheit und Innigkeit sondergleichen den Glauben an Gott mit dem Werte des indivi-

duellen menſchlichen Lebens. Es iſt die Religion des geſteigerten religiöſen Individualismus. Eine neue Welt öffnet ſich hier dem religiöſen Glauben. Von eigentlich perſönlichem Leben hat die perſiſche Kulturreligion doch wenig entzündet, ſie iſt nach dem glänzenden Wirken und Leben des Stifters ſehr bald wieder zu einer Religion peinlichſter Obſervanz und eines alles Perſönliche erſtickenden zeremoniellen Gottesdienſtes herabgeſunken. Die philoſophiſche Religion des ausgehenden Altertums ſtellte zwar das Individuum auf ſich ſelbſt, aber ſie ſchuf zwiſchen ihm und der Gottheit keine engere Berührung. Die Gottheit wurde ein abſtraktes blutleeres Schemen, ſie verbarg ſich hinter den hohen Ideen des Guten, Wahren und Schönen, der Harmonie und Ordnung, und von Abſtraktem kann menſchlicher Glaube nicht leben. Auch das Auge der Propheten blieb auf das Los des Ganzen, des Volkes, ſeinen Sturz und ſein Wiederaufſtehen gerichtet. Nur ganz leiſe und ſchüchtern werden bei den Größten unter ihnen die Klänge des religiöſen Individualismus angeſchlagen. Und mit welcher Unſicherheit, mit wie viel Klagen, Weinen und Seufzen, mit wie viel trotzigem und wildem Rachedurſt, mit wie viel ungelöſten Rätſeln und untragbaren Laſten iſt der individuelle Glaube der frommen Pſalmſänger belaſtet! Erhob ſich endlich auch die ſpätere jüdiſche Frömmigkeit zu dem Gedanken des die Rätſel des Diesſeits löſenden Jenſeits, ſo verſank ſie zugleich ins Unperſönliche, Geſetzliche und Zeremonielle und kroch matt und träge am Boden.

Aber mit voller Kraft ſetzt hier die Verkündigung des Evangeliums ein: Gott und die Seele. Gott und das einzelne menſchliche Leben. „Was hülfe es dem Menſchen, wenn er die ganze Welt gewänne und nähme Schaden an ſeinem Leben“. Wie ſich der neue Glaube in der Perſon eines Einzelnen derart konzentriert und kriſtalliſiert, daß in dem religiöſen Leben, das von ihm abhängig iſt, Perſon und Idee ganz unzertrennbar mit einander verbunden erſcheinen, ſo wendet er ſich in erſter Linie und überall an den Einzelnen. Den Einzelnen ſtellt das Evangelium direkt vor Gottes Augen und unter Gottes Urteil und entzieht ihm allen hüllenden Schutz der Zugehörigkeit zum Volk, zur Sekte, zur Partei der Frommen. An den Einzelnen wendet es ſich mit ſeinen Forderungen und Verheißungen. Dem Einzelnen gibt es die Entſcheidung über das Geſchick ſeines Lebens, über Hölle und Himmel in die Hand. Und wie in dem „ich aber ſage Euch“ der Bergpredigt die ganze Gewalt und Bedeutung des Einzelnen in der Religion

in die Erscheinung tritt, so drängt das Evangelium in jedem Wort vorwärts zur persönlichen Entscheidung und Stellungnahme.

Gott und die Seele – denn das einzelne Menschenleben hat freilich nicht an sich, sondern gerade nur soweit seinen ewigen Wert, als es sich von seiner eigenen egoistischen Sinnlichkeit befreit, sein Zentrum in Gott und das Gesetz seines Wesens in seinem heiligen Willen gefunden hat. Nur die, welche reines Herzens sind, sollen Gott schauen. Das Wort, das ursprünglich vielleicht in wesentlicher Beschränkung auf Bekennermut und Märtyrertod gesprochen ist, vom „Leben verlieren und Leben gewinnen", dürfen wir im Geist des Evangeliums in einer weiteren und tieferen Beziehung nehmen. Es gilt wirklich, das sinnlich bestimmte und begrenzte Leben ständig daranzusetzen, um das höhere und ewige zu gewinnen.

Aber dann und in diesem Sinn heißt es im Evangelium: Gott und das einzelne persönliche Leben. Dieses Leben – nicht nach seiner unbewußten Seite, wo es in das naturhaft Allgemeine versinkt, nicht in der Auflösung seiner konkreten Bestimmtheit, in trüber Resignation und in tatenlosem Verdämmern; — vielmehr das einzelne persönliche Leben gerade in seiner größten Bestimmtheit, in der lebendigen Auswirkung seiner höchsten Kräfte, in seiner von Gott gewollten, in Gottes Ratschluß gegebenen Einzigartigkeit und Besonderheit. Das einzelne persönliche Leben von Ewigkeit her vorbereitet und in die Ewigkeit hinauswirkend, durch gar nichts ersetzbar.

Diese Grundstimmung ist dem christlichen Glauben ureigentümlich geblieben. Gleich in den Anfängen seiner Geschichte steht vor uns eine der wunderbarsten, eigenartigsten Persönlichkeiten, die je die Weltgeschichte gesehen hat, eine Persönlichkeit, die eine alte Welt aus den Angeln hebt und eine neue schafft, so eigenartig, so auf eignem Boden ruhend, daß sich allen Ernstes die Frage hat erheben können, ob dieser Paulus wirklich als Jünger seines Meisters zu verstehen sei, als den er sich doch selbst gibt, oder ob er nicht vielleicht als zweiter Stifter der christlichen Religion anzusprechen sei. An diesem Punkt, den wir ins Auge faßten, aber ist jedenfalls der Zusammenhang mit dem Evangelium Jesu von Nazareth gegeben. „Wir wissen, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum besten dienen, denen die nach dem (ewigen) Ratschluß berufen sind." „Wenn Gott für uns ist, wer mag wider uns sein." Wie klar und einfach, sicher und siegesgewiß wird hier das Wesentliche der neuen Botschaft weitergegeben. Wenn wir das siebente Kapitel des Rö-

merbriefs leſen, ſo gewahren wir, welche Erweiterung und Vertiefung der neue Glaube dem menſchlichen Seelenleben und ſeiner Erkenntnis gegeben hat. Wo iſt jemals vorher ein Selbſtbekenntnis von dieſer pſychologiſchen Tiefe, Feinheit und Eigenart abgelegt! Und verfolgen wir dieſe Linie weiter, ſo ſtoßen wir einige Jahrhunderte ſpäter auf ein wunderbares Buch, das auf ganz neuen und unerhörten Bahnen wandelt, das es wagt, das Geſchick einer einzelnen menſchlichen Seele der Außenwelt darzuſtellen, in dem alles äußere Geſchehen nur in ſeiner Bedeutung für das innere Leben gewürdigt wird, in dem alles innerlich und Seele iſt: Auguſtins Bekenntniſſe — kein andres Buch im ganzen Altertum und Mittelalter der Kirche hat ſo deutlich die Eigenart und Beſonderheit der neuen Religion zum Ausdruck gebracht. „Gott und die Seele begehre ich zu erkennen. Nichts andres? Durchaus nichts.“ Auguſtins Bekenntniſſe ſind es geweſen, die dem jugendlichen Geiſt der neuen Völker, von denen die Geſchichte des Mittelalters getragen werden ſollte, als ſie in das Alter der Selbſtbeſinnung und Selbſtbeſtimmung getreten waren, die reiche Welt der Innerlichkeit und des geiſtigen Eigenlebens erſchloſſen. Und während dann in der Hochrenaiſſance Italiens die Seele des Menſchen ſich losriß vom göttlichen Urſprung, in titaniſchem Wollen und Streben eine neue Welt eroberte, ſich ſpiegelte und ſonnte in dem — ach ſo vergänglichen — Glanz und Schimmer des eignen Ich, wurde in der Reformation das religiöſe Ich von neuem entdeckt in ſeiner gottgeborenen Sicherheit und ſeiner in der Erfüllung göttlichen Willens wurzelnden Stärke. Nach langem Ringen in ſchwerer Kerkerhaft erhob ſich die einzelne menſchliche Seele zur Freiheit des Chriſtenmenſchen, und herunter ſanken und ſtürzten die Bergeslaſten, die den Strom perſönlichen religiöſen Lebens bisher gehemmt hatten. Was aber geſund und zukunftskräftig iſt in dem Leben der modernen Menſchheit, ſteht doch letztlich irgendwie im Zuſammenhang mit der in der Reformation vollzogenen Befreiung des religiöſen Ich, ſo ſehr anerkannt werden mag, daß es mit der bloßen Befreiung noch nicht einfach gegeben war, ſondern ſeine eigne Geſchichte hatte. Verfolgen wir endlich dieſe Linie bis in unſre Zeit, ſo ſteht an ihrem Ende der große Philoſoph, auf dem unſer Erkennen, ja unſer Leben zu einem guten Teile ruht, und der in unſrer Zeit von neuem ſeinen Siegeszug anzutreten ſcheint: Imanuel Kant, der uns lehrte, daß wir in der ganzen Außenwelt der Dinge in Zeit und Raum vergeblich nach einem letzten Halt, nach einem Unbedingten,

Ewigen suchen, daß wir dies Unbedingte aber finden, wenn wir in die Tiefe der eigenen Seele schauen und auf das in sich selbst ruhende Gesetz, um das sie kreist — wir dürfen ihn mit Recht den Weisen des christlichen Zeitalters nennen, den Philosophen des Protestantismus.

Auch diejenigen Geistesströmungen, die die Geschichte der christlichen Völker tief berührt und beeinflußt haben, aber doch sich in einer gewissen Entfernung von dem eigentlichen Hauptstrom christlichen Gottesglaubens hielten, konnten den Einfluß jenes Geistes niemals verleugnen und standen mit ihm in lebendigster Wechselwirkung. Auch die christliche Religion hat wie die indische die Erscheinung des Mönchtums gezeitigt, und dieses Mönchtum hat eine Weile sogar seine besten und eigentlich reformatorischen Kräfte in sich zusammengefaßt. Aber welch ein Unterschied ist wenigstens zwischen dem abendländischen Mönchtum und dem der indischen Religionswelt! Hier ein müdes Sich-auf-sich-selbst-Zurückziehen und Verdämmern in Meditation und leeres Nichts und dort eine tatkräftige Energie, die neue Werte eroberte, junge Barbarenvölker schulte, Ländereien urbar machte, Wälder rodete, die Schätze einer alten Welt hinüberrettete in eine neue Zeit und in zurückgezogener Stille sich doch auch der Schönheit dieser natürlichen Welt freute.

Und wenn wir den modernen europäischen Pantheismus ins Auge fassen (der freilich in seiner kräftig einseitigen Erfassung der überragenden Wirklichkeit der Gottesidee den Wert des individuellen Lebens fast aus den Augen verlor) — welch ein Abstand zwischen dem armen, pessimistisch resignierten indischen Pantheismus und dieser freudigen und mutvollen Bejahung der Wirklichkeit in ihrer Fülle und ihrer Ordnung. Nehmen wir den mathematischen Pantheismus Spinozas. Ihm ist das Individuum freilich nicht mehr als eine Zahl oder auch ein Punkt im ungeheuren all-einen Sein. Aber eine Zahl ist es auch, eine Zahl, die an ihrer Stelle steht; stünde sie nicht dort, so fiele die ganze Welt in Trümmer. Und staunend, anbetend, bewundernd und liebend erhebt sich der Blick des Einzelnen zu dem Weltganzen und seinen großen, ewig sicheren Gesetzen: amor dei intellectualis! Das wären innerhalb der gesamten indischen Mystik unerhörte Töne.

Ebenso verhält es sich mit der sogenannten Erneuerung des Spinozismus im deutschen Idealismus. Zwar liegen auch ihm Geist und Natur als eine große Einheit in einander, und in seinem ästhe-

tischen Pantheismus drohte der Mensch zum edlen Naturwesen herabzusinken. Unschuldige Menagerietiere nannte Niebuhr einst die Gestalten in Goethes Wahlverwandtschaft. Aber wie ist doch hier wiederum die Natur vergeistigt, wie wird doch dieses Ganze als ein großes, planvolles Werden aufgefaßt, als eine Kraft, die in immanentem Wachstum zu immer höheren Gestaltungen sich entfalte und die Fülle des Daseins in der Stufenfolge eines zielstrebigen Geschehens aus sich entläßt. Und so wundern wir uns nicht mehr, wenn sich diese zwar Natur und Geist ineinsbildende, aber den Akzent doch ganz und gar auf das Geistige legende Weltanschauung bei dem alten Goethe, dem großen Weltweisen, in den Theismus und die Persönlichkeitsreligion des christlichen Glaubens allmählich umsetzt.

So zweigen sich vom Hauptstrom des christlichen Glaubens Nebenströme ab, um teils scheinbar im Sande zu verlaufen, teils zu ihm zurückzukehren; der Hauptstrom ist doch derselbe geblieben: der Glaube an den Gott unsres Lebens, der unser Ich fest verankert in tiefster Wirklichkeit, in ihm selbst.

Oder von der andern Seite angesehen: der Glaube an den geistig persönlichen Gott. Für diesen Glauben hat Jesus von Nazareth ein klares und leuchtendes Symbol geschaffen, indem er seinen Gott „Vater" nannte. Er hat diesen Ton nicht zum erstenmal angeschlagen, er erklang vor ihm in der jüdischen sowohl wie in der hellenischen Religionswelt. Aber nirgends ist der Gottvaterglaube mit der Sicherheit und Schlichtheit, mit der Kraft und Ausschließlichkeit erfaßt, wie hier, und nirgends in dieser Bestimmtheit auf das einzelne persönliche Leben bezogen. Und dieser Glaube an den persönlichen Vatergott ist Leitstern des christlichen Glaubens geblieben. Wie groß erhebt sich dieser Gottesglaube in den Briefen des Paulus: „Wir haben einen Gott den Vater, von dem das All, und wir zu ihm"; wie spricht die Sicherheit dieses Glaubens aus der Schlichtheit, mit der alle Schriften des neuen Testaments und auch der ältesten Christenheit von diesem Gott reden. Man vergleiche nur einmal diese Stille und Einfachheit mit dem gekünstelten und geschraubten Pathos, mit dem in der spätjüdischen Literatur die Eigenschaften auf Gott gehäuft werden. — Freilich hat es immer Zeiten in der Geschichte der Christenheit gegeben, in denen der starke persönliche Gottesglaube verloren zu gehen drohte. Schon in den ersten christlichen Jahrhunderten drohte er zu ersticken in dem Gewirre der Spekulationen über den dreieinigen Gott,

über die Wesensgleichheit von Vater und Sohn und die zwei Naturen des Gottmenschen. Und dem morgenländischen Christentum ist er auch zum Teil verloren gegangen. Aber dem Abendland öffneten sich aufs neue die Quellen geheimnisvoller Tiefe. Durch alle Abstraktionen und Spitzfindigkeiten der Spekulation, durch alle Formen des Dogmas ringt sich die menschliche Seele hindurch zu dem lebendigen persönlichen Gott, zu dem sie Du sagen kann und darf. „Du hast uns zu Dir geschaffen und unser Herz ist unruhig, bis es Ruhe findet in Dir." „Um Deines Erbarmens willen Herr mein Gott sage mir, was Du mir bist! Sage meiner Seele: „Ich bin dein Heil". Sage ihr, daß ich es höre." Und diese Klänge augustinischer Frömmigkeit klingen trotz Papsttum und Veräußerlichung der Kirche und ihrer Organisation, trotz Scholastik und der Verknöcherung des christlichen Glaubens im System durch das ganze Mittelalter hindurch, bis mit der Reformation und Martin Luther von neuem dieses gewaltige Du-Sagen zu dem lebendigen Gott anhebt.

Uns Kindern einer modernen Zeit mag dies Bekenntnis zu dem persönlichen Vatergott besonders schwer fallen. Denn uns hat modernes Naturerkennen Gottes Wirken und Wesen in einer Unendlichkeit und Erhabenheit gezeigt, daß uns davor schwindelt unser Denken drängt, soweit es überhaupt religiös ist, in der Richtung der Erfassung Gottes als des alles Endliche und Einzelne weit überragenden absoluten Seins. Dennoch wird auch von uns jenes Wagnis des Du-Sagens zu dem lebendigen Gott gefordert. Das eine freilich dürfen wir und müssen wir uns dabei klar machen. Wenn wir von Gott als Person und Geist sprechen, wenn wir ihn Vater unsres persönlichen Lebens nennen, so soll damit nicht eine zureichende theoretische Erkenntnis von Gottes Wesen ausgesprochen werden. Wir wissen es nur zu wohl, daß all unser Reden seinem unerforschlichen Wesen gegenüber ein Lallen und Stammeln bleibt, ein Versuch in Bild und Symbol das Ungreifbare und Unfaßbare zu veranschaulichen. Andrerseits wissen wir freilich auch, daß rein theoretische Erkenntnis niemals ganz den Weg zu ihm hinaufführt, und daß Bild und Symbol das Einzige und Wertvollste ist, was wir besitzen, und niemals durch den reinen Gedanken ersetzt und aufgelöst werden kann. Das aber sagt uns das Gottvater-Symbol unsres Glaubens: Gottes tiefstes und geheimnisvolles Wesen liegt in der Richtung dessen, was wir Person und Geist nennen, vielleicht weit darüber hinaus, aber jedenfalls nicht

in der Richtung des unterpersönlichen naturhaften Seins. Wenn wir Gott Vater nennen, so wollen wir damit zum Ausdruck bringen, daß in dieser Wirklichkeit eine Kraft und Macht regiert, die unser persönliches Leben, soweit es wahrhaft wertvoll ist, will und bejaht. Immer aber ist und bleibt es ein Wagnis des alles Erkennen überflügelnden Glaubens, wenn wir unter Ueberwindung aller Abstände beginnen zu dem allmächtigen Gott „Du" zu sagen und zu ihm zu beten: Unser Vater im Himmel.

Und nun wollen endlich beide Seiten unsres Gottesglaubens in eine gefaßt werden. Unser Glaube zeigt uns gleicherweise den fernen verborgenen und den nahen offenbaren Gott. Er läßt uns zu dem allmächtigen Gott, vor dem unsre Seele im Innersten erbebt, sprechen: „Und dennoch gehören wir zu dir", und er verwandelt unsre zitternde Furcht und Angst in Ehrfurcht, Demut und freudevolle Hingabe. Und wiederum bewahrt er uns, leichtsinnig und vermessen uns an Gottes Wirklichkeit heranzudrängen und das Unser Vater zu sprechen, als wäre es eine selbstverständliche Wahrheit. So wird uns der Glaube ein seliges Wunder und Geheimnis, und in ihm bekennen wir beides mit den ersten Christen: Ich glaube an Gott den Vater, den Allmächtigen, Schöpfer Himmels und der Erden.

Folgerungen.

Vorsehung und Gebet.

In dem Glauben an den allmächtigen Gott als den Gott unsres Lebens liegt zunächst unmittelbar eingeschlossen die Zuversicht und das Vertrauen auf die persönliche Fürsorge dieses Gottes. In vollster Kühnheit ist dieser Glaube im Evangelium verkündet. Der einzelne Mensch, soweit er sich dem höheren Leben, das er in sich trägt, zuwendet, soweit er seine Seele zu Gott erhebt, ist viel mehr wert als alles, was ihn ringsum in der Natur umgibt, als die Lilien auf dem Felde, die Vögel unter dem Himmel, als diese ganze Pracht des Daseins, die Gottes Güte verschwenderisch ausstreut, ist seiner väterlichen Treue und Fürsorge ganz gewiß: „Wir wissen, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum besten dienen". Hier erreicht unser Glaube eine Tiefe und eine geheimnisvolle Art, vor der der überlegende menschliche Verstand erschrickt. Es erfordert unsre ganze religiöse Energie, um dieser Zuversicht auf die persönliche Vorsehung Gottes wirklich zu leben. Da wo man über den

Hirngespinnsten menschlicher Weisheit und eines künstlichen Dogmas den Sinn für die einfache Wirklichkeit der Frömmigkeit verloren hat, hat man es freilich gewagt, den Glauben an die göttliche Vorsehung, das „Befiehl du deine Wege-Christentum" als etwas verhältnismäßig Minderwertiges hinzustellen. Die, welche so reden, wissen nicht, was sie tun. Zu ihrer Entschuldigung kann nur das eine dienen, daß man in einem Zeitalter, in welchem man sehr eng und klein dachte und wenig Ehrfurcht hatte vor der gewaltigen und geheimnisvollen Wirklichkeit unsres Daseins, allen Ernstes den Glauben an die göttliche Vorsehung als etwas Selbstverständliches, dem gesunden Menschenverstand ohne Mühe Erreichbares in Gemütsruhe hinnahm. Wie weit und fern liegen diese Zeiten und Stimmungen uns Kindern einer neuen Zeit!

An keinem Punkte setzt für uns der Zweifel stärker ein als bei diesem Glauben an eine göttliche Vorsehung und Fürsorge für das einzelne Ich. Wir müssen uns mit aller unsrer Kraft dieser Zweifel, die von allen Seiten auf uns einstürmen, erwehren. Und wir können es nur, wenn wir zweierlei dabei beobachten. Wir müssen uns zunächst einmal zurückziehen auf unser eignes persönliches Leben. Wir müssen unser Auge verschließen vor der furchtbaren Wirklichkeit rings um uns her mit allen ihren Rätseln und unergründlichen Geheimnissen. Wir sind nicht dazu da, diese Rätsel zu lösen und diese Geheimnisse zu ergründen, „das Weltall zu unsrer logischen Verdauung zu verschlingen". Wir sind dazu da, für uns selbst einen Weg und eine Bahn zu finden mitten in der großen Unergründlichkeit des Daseins, die Pfeiler zu finden, an die wir uns klammern können. Und ferner haben wir noch auf ein zweites zu achten. Nicht dürfen wir die Frage, wie das so oft geschieht, einstellen nach Glück und Unglück in unsrem Dasein und der Bilanz zwischen beidem. Wer sagt uns denn, daß wir im Leben sind, um glücklich zu sein? Sondern dazu sind wir da, unsre Arbeit, die uns im Leben gegeben ist, zu erkennen und zu tun, auf dem Posten, auf den wir gestellt sind, wirklich zu stehen, die höheren Kräfte persönlichen Lebens in uns zu entfalten, Gott zu finden und in ihm Maß, Zweck und Sinn unsres Lebens. Und wenn wir so den Zweck unsres Daseins erkannt haben, dann erst sollen wir uns fragen, ob in den Führungen unsres Lebens nicht eine freundliche väterliche Macht zu erkennen sei, die uns mit ihrer Fürsorge überall umgibt, die uns nicht mit hartem gesetzlichem Zwang, nein mit freundlichem Locken zu dem Ziel unseres Lebens drängt.

Wenn du so zögernd und zagend erste Schritte zu tun beginnst, so beginnt sich dein Leben und die Welt um dich her zu lichten. Und in dem, was du sonst blinde Laune und Willkür des Geschicks oder Spiel des Zufalls nanntest, im Großen wie im Unscheinbaren, in der Seligkeit des Glücks und den herben herzdurchbohrenden Schmerzen deines Lebens, im Lichte der hellen Tage und im Dunkel der Angst und Not, suchst du die Hand des Gottes zu greifen, der dein Leben trägt und hält. Er redet zu dir. Frage nur, lausche, horche und höre. Leise beginnt die Stimme wie aus unendlicher Ferne zu dir zu reden, wie die Stimme einer Mutter, die das im Walde verirrte Kind ruft. Und lauter und vernehmlicher, häufiger und häufiger redet sie zu dir und verläßt dich seltener, auch nicht im Lärm und Geräusch des Tages. Und ungeahnte Kräfte strömen auf dich herab. Jener furchtbare Druck, der auf deiner Seele lastete, die Angst vor alledem, was kommen kann und mag aus der uns fremden Wirklichkeit, verschwindet allmählich. Zweifel und Unsicherheit beginnen zu weichen. Schritt für Schritt tasten wir uns zunächst weiter, aber immer klarer und deutlicher enthüllt sich der Weg unseres Lebens. Und es beginnt in unserem Herzen jene Ruhe und heilige Gelassenheit wach zu werden, die durch keine Enttäuschungen und Widerwärtigkeiten gebrochen wird. Auch schweres Unglück erscheint uns nicht mehr als Geschick, das uns zermalmt, sondern als Aufgabe, die uns zur Entfesselung neuer Kräfte zwingt, alle Lasten stählen die Kraft unsres Lebens und Widerwärtigkeiten erhöhen seinen Schwung. Und wenn Gott uns durch schwere Schicksalsschläge auch persönliche Kraft nimmt, Wege versperrt und Türen verschließt, so lauschen und spähen wir, ob sich nicht neue Wege auftun, neue Türen öffnen, und lernen mit Paulus sprechen: „Wenn ich schwach bin, bin ich stark".

So stimmen wir in das fromme Bekenntnis ein: „Es gibt Augenblicke in jedes Menschen Leben, in welchen er eines Planes gewahr wird, der durch sein Dasein hindurch geht, eines Planes, den er nicht entworfen hat und nicht er ausführt, dessen Gedanke ihn gleichwohl entzückt, als habe er ihn selbst gedacht, dessen Ausführung ihm Segen und allereigenste Förderung deucht, obwohl nicht seine Hände an ihr arbeiten. Er ist frei, wie der Schachspieler für jeden seiner Züge frei ist. Er ist gleichwohl nicht sein Herr, wie der Schachspieler von einem überlegenen Gegner gezwungen wird: er hat das Bewußtsein, daß das Ende der Partie für ihn nicht im Matt, sondern in einer Niederlage Sieg sein werde; und je näher

dies Ende rückt, desto ungeduldiger wartet die Freude an dem nun noch kaum mißzuverstehenden Willen dessen, der den Freien dahin gezwungen, wo ihm höchste Freiheit, weil unbeschränkte Ausgestaltung und Darstellung seines eigensten Wesens beschieden sein wird". (Lagarde).

Dieser Glaube an den persönlichen Gott, der mit seiner Fürsorge unser Leben, soweit es den Namen „Leben" wirklich verdient, umgibt, ist nun recht eigentlich der Glaube an den wunderbaren, wundertätigen Gott. Hier haben wir den berechtigten Kern und Keim des christlichen Wunderglaubens. Hier die bleibende Wahrheit in dem Wort: Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind.

Daher lehnt unser Glaube freilich eine Weltanschauung ab, nach der die Welt etwa einer bis ins einzelne geregelten, kunstvoll erdachten Maschine gleichen würde, die, nachdem sie den ersten Anstoß vom Allmächtigen bekommen, in gesetzmäßigem Verlauf abwirbelte. Denn das wäre allerdings eine Wirklichkeit, in welcher der Glaube an persönliche Fürsorge nicht gedeihen könnte. Nein wir glauben unsern Gott mitten darin in allem Weltwerden und Weltgeschehen, in jedem Augenblick an der Arbeit. Aus der Fülle und der Tiefe seines Wesens strömen ständig neue Kräfte und neue Offenbarungen in die werdende kreatürliche Wirklichkeit; und Knotenpunkte seines Schaffens und Webens sind die menschlichen Individualitäten, soweit diese aus der niederen Sinnlichkeit sich zu der Höhe seines Seins und Wesens erheben.

Dagegen fordert unser Glaube nicht irgendwie das, was man die Aufhebung, Durchbrechung und Veränderung des natürlichen Geschehens nennt. Wir bedürfen dieses Beweises der Wirklichkeit und Macht unseres Gottes nicht und halten es nur für ein Zeichen des Kleinglaubens, daß man nach Ereignissen im Weltgeschehen sucht, durch die auch den groben Sinnen und dem natürlichen berechnenden Verstande deutlich gemacht werden könne, hier sei ein unleugbares Wirken des allmächtigen Gottes gegeben.

Im Gegenteil, es gehört zu unsrem Glauben an den nahen, uns sich offenbarenden Gott, daß dieser seinen eigenen Ordnungen, die er sich gesetzt hat, treu bleibt. Wir bekennen uns zu dem Gott, der ein Gott der Ordnung und der Gesetze und nicht der Laune und Willkür ist. Wir bekennen uns zu dem Gott der Güte und Freundlichkeit – der uns vergönnt hat, zu einem Teil wenigstens in die Gesetze und Ordnungen seines Wirkens Einblick zu nehmen, der uns die Erkenntnis gab und nicht willkürlich ihrer spottet. Wir wissen:

unſer Gott will, daß wir unſer Leben in feſter Zuverſicht führen auf dem ſicheren Boden einer erkannten und beherrſchten Wirklichkeit, und ſei der Ausſchnitt dieſer erkannten und beherrſchten Wirklichkeit auch noch ſo klein, — und daß wir nicht in beſtändiger Unruhe und Angſt gehalten werden durch eine uns einengende und erdrückende launiſche Willkür. Wir fürchten auch nicht, daß uns über unſrer doch immer nur ſtückweiſen Erkenntnis und der teilweiſen Erhebung unſres Lebens zur Sicherheit und zur Beherrſchaft der Natur der Glaube an die Größe und Unergründlichkeit dieſes Gottes und die Ehrfurcht vor ihm verloren ginge.

Was unſer Glaube fordert iſt nur das, daß unſer Gott, menſchlich geredet, innerhalb der gegebenen Zuſammenhänge, Ordnungen und Geſetze tauſendfach Mittel und Wege weiß und kennt, an das Einzelleben heranzukommen, es mit ſeiner natürlichen Güte und Sorge zu umgeben, es zur Gemeinſchaft der Geiſter, deren geiſtiges Band er iſt, emporzuheben, es zu ſich emporzulenken. Was unſer Glaube fordert iſt, daß dieſe Wirklichkeit im tiefſten Sinn nicht zermalmendes Geſetz ſei, ſondern göttlicher Wille, göttliche Güte. Göttlicher Wille innerhalb des Geſetzes. Göttlicher Wille, der nicht laut und lärmend von außen her die Widerſtände zerbricht, ſondern lautlos und ruhig, leiſe und weiſe, nur dem Auge des Glaubenden erkennbar, in den Dingen wirkt.

Wenn wir uns ein Bild, ein Symbol göttlichen Wirkens machen wollen, ſo greifen wir zu der großen, beherrſchenden menſchlichen Perſönlichkeit. Worauf beruht deren Zauber, deren oft an Allmacht und Allgewalt grenzende Wirkſamkeit? Nicht auf dem ſtürmiſchen Zerbrechen von Widerſtänden und dem äußeren zur Geltung-Bringen der Macht. Auf ganz etwas andrem: darauf, daß ſie gleichſam von innen heraus leitet und herrſcht: es iſt, als wenn ſie tauſendfach in den Ereigniſſen und Perſonen ſtecke und ſie lenke. Sie zwingt nicht von außen herein, ſie wirkt mit dem Weſen der Dinge. Darauf beruht die Unwiderſtehlichkeit ihres Wirkens, daß ihr alles gleichſam von ſelbſt zufällt und aus eigenem Antrieb entgegenkommt. So ſpricht ſie aus, worauf die Umgebung bereits hindrängt, verleiht unausgeſprochenem Sehnen das Wort, unbewußten Strebungen und Tendenzen die Tat. Ihr Geſchlecht und ihre Zeit trägt ſie auf ihren Schultern hoch empor, und in raſchem Lauf, von Begeiſterung umbrauſt, gelangt ſie an das Ziel.

Oder wir denken auch an das Wirken einer echten Perſönlichkeit in kleineren Verhältniſſen. Ein wie wunderbares und immer

überraschendes Schauspiel ist es! Berechenbar an ihr ist allenfalls das Ziel, worauf sie hinaus muß. Aber unberechenbar der Weg, auf dem sie es erreicht. Und wo sich schwindelnde und steile Wände zwischen ihr und dem Ziel auftun, wo das Auge des Alltagsmenschen keinen Weg mehr sieht, sie findet ihn doch und wandelt ihn sicher. Aus den tausend Möglichkeiten sucht sie sicheren und klaren Auges eben die eine heraus, die zum Ziel führt.

Fassen wir einmal den Mut, uns Gottes Wesen und Wirken in der Richtung des gesteigerten Personenlebens zu denken, so greifen wir etwas von dem Geheimnis, so beginnen wir zu verstehen, wie Gott innerhalb der Gesetze, in den Dingen und mit den Dingen wirkt, doch so, daß letztlich nicht das Gesetz mit seiner maschinenartigen Notwendigkeit das Wirksame ist, sondern der lebendige Gott, dem alle Notwendigkeit des Gesetzes Mittel wird zu seinem Zweck.

Dem Glauben an den Gott persönlicher Vorsehung entspricht in der praktischen Haltung unsres frommen Lebens das Gebet. Das Christentum ist die Religion des Gebets. Das Gebet ist seine Krone und seine Perle. Der indischen Frömmigkeit Mittelpunkt ist die Meditation, das Aufgehen und Versinken des Ich in dem naturhaften Untergrund des Lebens, das Erlebnis der Identität mit dem All-einen der Gottheit. Unser Glaube an die persönliche Vorsehung atmet und lebt im Gebet, in welchem die uns tragende und uns mit ihrer Güte umgebende Wirklichkeit zu einem Du sich zusammenschließt, der wir mit unsrem Ich gegenübertreten. Und das Gebet wird hier die einzige Art des Verkehrs. Alles andere, was in den umgebenden Religionen Bedeutung hatte: Opfer und Kultus, Orakelwesen, Zeremonien und Observanzen, spielt im Evangelium Jesu von Nazareth keine Rolle mehr. Auch die heilige sakramentale Handlung hat Jesus nicht gekannt. Die Taufe hat er zu Lebzeiten nicht eingesetzt und erst die Legende führt ihre Einsetzung auf den erhöhten Herrn zurück. Bei der Feier des letzten Mahles hat er an eine zu wiederholende Handlung schwerlich gedacht. Aber unsre Evangelien überliefern uns, wie er selbst betete, wie er in der Einsamkeit auf den Berg ging zu stillem Gespräch mit dem himmlischen Vater, und vor allem erzählen sie uns, wie Jesus seine Jünger beten lehrte. Das köstlichste Vermächtnis, das er seiner Gemeinde hinterließ, in dem sie sich bis jetzt zusammenfindet und immer zusammenfinden wird, das man mit Recht das einzige und echte Symbol des christlichen Glaubens für alle Zeiten

und alle Generationen nennen kann, ist das Vaterunser. — Noch immer, wo die Christenheit sich auf sich selbst besann, alte Kleider abstreifte, alte erstorbene Formen vernichtete, ist dies wieder das Palladium unsrer Religion geworden: das schlichte persönliche Gebet.

Was aber ist das Gebet? Wenn wir es im tiefsten und eigentlichsten fassen: ein Zwiegespräch des Selbst mit dem allmächtigen Gott, ein wirkliches und wahres Erleben. Ein Hinaufgehobenwerden der menschlichen Seele zur höchsten Wirklichkeit, ein sich Hinabbeugen und Hinabneigen Gottes zum einzelnen menschlichen Leben. Ein Geheimnis, dessen tiefste und innerste Wahrheit und Herrlichkeit uns vielleicht nur in wenigen Stunden unsres Lebens ganz und voll zum Bewußtsein kommt.

Das muß in erster Linie festgehalten werden, um einer Frage zu begegnen, die sich bei der Beurteilung des Gebets viel zu rasch und viel zu eigensinnig nach vorne drängt. Die Frage nach der Berechtigung und Möglichkeit des Gebetes um Dies und Das, um das Eintreffen bestimmter äußerer Vorgänge und Geschehnisse. Das ist denn auch der Punkt, wo sofort der Streit und die Skepsis einsetzt, die an dem Wichtigsten und Heiligsten, dem Fundamente unsres religiösen Lebens nagen. Denn eine übel angebrachte Apologetik meint nun gerade an diesem Punkt einsetzen und behaupten zu müssen, daß durch das Gebet tatsächlich auch der Gang der Dinge und äußere Ereignisse geändert werde, denn sonst geschehe ja nichts Wirkliches im Gebet und alles sei nur Stimmung und Deklamation.

Wir versuchen uns diesem Zweifel, in den ein allzueifriger Glaube das Gebet gebracht hat, von vornherein zu entziehen, wir müssen die wichtigste Tatsache unsres religiösen Lebens auf ein ganz sicheres Fundament stellen. Gestehen wir einmal ruhig zu, es würde nach außen hin durch unser Gebet in der uns umgebenden Wirklichkeit rein gar nichts geändert, es geschähe nichts, was nicht auch ohne unser Gebet geschähe. Wie stünde es dann? So bliebe doch das Gebet ein höchst realer und wirkungskräftiger Vorgang. Alles rings um uns her mag freilich unverändert bleiben. Aber *wir* jedenfalls werden anders durch das Gebet. Und das bedeutet sehr viel. — Denn jene persönliche Fürsorge unsres Gottes, die wir glauben, sie würde ja vollständig wirkungslos sein, wenn sie nicht von uns im einzelnen verstanden und begriffen würde, wenn wir die Führungen, die Gott an unser Leben heranbringt, nicht recht deuteten und verstünden, wenn wir

Linksum machten, wo Gott Rechtsum befiehlt. Das Gebet ist ja nichts anderes zunächst als dies Lauschen auf seinen uns sich offenbarenden Willen, als die persönliche Aneignung seiner auf uns gerichteten Fürsorge. Erst durch das Gebet wird uns die Wirklichkeit, mit der uns Gott umgibt, gleichsam transparent, löst sich der Zufall auf in Gottes Absicht, gewinnt das scheinbar Sinnlose Sinn. Gebet und göttliche Fürsorge sind die beiden zusammengehörigen Pole unsres höheren gottgeweihten Lebens, eines ohne das andere ist nicht denkbar. So wird das Gebet eine sehr ernste und wirkliche Sache. Beten heißt durch die Scheinwirklichkeit der Dinge und ihre Hülle zur Wahrheit und dem eigentlichen aus Gott stammenden Sinn unsres Leben hindurchdringen, beten heißt wahrhaft leben, beten heißt aber auch „Gerichtstag halten über das eigene Selbst", sich mit allen seinen Verkehrtheiten und Eigenwilligkeiten Gott stellen, die Torheiten und selbstischen Wünsche des niederen Ich abtun. In diesem allgemeinen und weiteren Sinn wird Beten eine Arbeit unsres Lebens, die uns nie verlassen sollte, heißt Beten sein Leben führen unter Gottes Augen, sein Leben nehmen aus seiner Hand. In diesem Sinn redet das neue Testament von dem „Beten ohne Unterlaß".

Ist aber so die Grundstimmung unsres Lebens beschaffen, so wird sich ja immer wieder diese Stimmung auch zu bestimmten Gebeten um Dies und Das verdichten. Wir werden wieder und wieder die Meinung und den Eindruck haben, daß ein bestimmter äußerer Verlauf der Dinge von ungemeiner Wichtigkeit für unser inneres höheres Leben, vielleicht nach unsrem Ermessen für dessen gedeihliche Entwicklung notwendig sein werde. Dann — das sagt uns unser Glaube — ist es uns nicht verwehrt, Gott zu bitten auch um die Gestaltung äußerer Dinge und Ereignisse. Und es gibt hier keine Grenze zwischen groß und klein, innerlich und äußerlich, die von vornherein feststünde. Aber freilich vergegenwärtigen wir uns bei jedem derartigen Gebet, daß Gott weiß, wessen wir bedürfen, ehe wir ihn bitten und daß er gibt nach seiner Einsicht. Und einem jeden solchen Gebet fügen wir, wie Jesus es in der schwersten Stunde seines Lebens uns gelehrt, das „Nicht wie ich will, sondern wie Du willst — Dein Wille geschehe" hinzu. Und so ist uns das Bittgebet doch wieder der Ausdruck und die lebendige Veranschaulichung in bestimmtem Falle dafür, daß wir unser ganzes Leben hinnehmen aus Gottes Hand.

Gebet und göttliche Fürsorge gehört zusammen wie Ebbe und

Flut. Abebben muß unſer ſelbſtiſcher Eigenwille, zurückgedämmt werden muß unſer natürliches Daſein, damit hereinfluten kann der ewige Wille Gottes, mit dem er unſer Daſein erfaßt.

Gott und das Gute.

Unſrem Gottesglauben iſt es ureigentümlich, daß er ſich mit dem perſönlichen Einzelleben verbindet, ſoweit dieſes ſich Gott und den höheren Werten des Lebens erſchließt. Wenn wir aber nach dieſen höheren Werten des Lebens fragen, auf die Gottes Wille beim Einzelnen gerichtet iſt, ſo kann kein Zweifel ſein, daß unter ihnen an erſter und alles überragender Stelle der Wert des ſittlich Guten ſteht. Das ſittlich Gute und der Wert des Einzellebens ſind zwei Dinge, die unmittelbar zuſammengehören.

Nehmen wir demgegenüber etwa den Wert menſchlicher Kultur. Wer wollte leugnen, daß die Kultur Werte und Güter ſchafft. Aber dieſe Werte ſind und bleiben unterperſönlich, naturhaft. Alles was die „Kultur" uns liefert, ſind nur Mittel und Materialien zum Aufbau unſres perſönlichen Lebens. Sie führt den Menſchen genau an den Punkt, wo die Arbeit des eignen Lebens einſetzen ſoll. Daher kann Kultur zur unerträglichen Laſt werden: dann, wenn ſie mit der Maſſenhaftigkeit ihrer Güter und mit der Atemloſigkeit ihres Betriebes dem Einzelnen die Kraft nimmt, ſein Leben nach dem ihm eignen Geſetz zu führen. Sie kann zur tödlichen Gefahr werden, denn ſie droht den Einzelnen zum bloßen Werkzeug zu erniedrigen, zum Rädchen in der ungeheuren Maſchine ihres Betriebes. Dann, wenn das geſchieht, ertönt von Zeit zu Zeit der Verzweiflungsſchrei unter den Menſchen: los von der Kultur und zurück zur Einfachheit und Schlichtheit der Natur. Aber freilich dem Rufe folgen, hieße einen zweiten Irrtum auf den erſten häufen. Kultur iſt für den Menſchen ſo ſchwer zu entbehren wie zu ertragen. Immer ſind Kultur und Einzelperſönlichkeit zwei Mächte, die aufeinander angewieſen im ſtändigen ernſten Ringen begriffen ſind.

Wir faſſen weiter die jenſeits und über der Kultur liegenden höheren Werte des menſchlichen Gemeinſchaftslebens ins Auge. Wir nehmen den Wert des Rechtes. Sicher hat das Recht einen Wert, der tief in das ſittliche und religiöſe Leben hineinragt, es ſoll an ſeinem Platze, in ſeinem Werte ſtehen bleiben. Aber gerade die Geſchichte der Religion zeigt uns, daß ein allzu enges Bündnis von Religion und Recht beiden Teilen noch immer geſchadet hat. Die Religion hat das Recht lange Zeit durch die Macht ihrer heiligen

Tradition mit fremden Bestandteilen beladen, eine vorherrschende Rechtsauffassung hat die Religion im innersten Kerne geschädigt. Alle eigentlichen Rechtsgedanken waren, wenn sie auf das Eigenleben der Religion angewandt wurden, dieser noch immer verderblich. Auch das Recht bewegt sich seiner Grundlage nach im Unterpersönlichen oder wenigstens abseits vom Persönlichen. Es ist bestrebt, die gesetzlich festzulegenden, allgemein gültigen, durch Zwang zu erreichenden Regeln und Gesetze menschlicher Gemeinschaft zu finden und festzulegen. Es gibt dem menschlichen Gemeinschaftsleben und damit auch dem Gedeihen der höheren Werte menschlichen Lebens das geeignete Fundament, aber es ist nicht mit diesen höheren Werten in eins zu setzen.

Und der hohe Wert des Wissens und Erkennens, der Wahrheit. Wer wollte ihn missen! Wehe der Religion, welche die Frage nach der Wahrheit ausschaltete, und wehe dem Glauben, der dem freien prüfenden Gedanken den Eingang je verwehrte. Es heißt nach unsrem Glauben, daß, die Gott anbeten, ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten sollen. — Aber es ist ein alter und für uns fast selbstverständlich gewordener Satz, daß Frömmigkeit und Glaube nicht in erster Linie Wissen und Erkennen seien. Es ist doch so: alles eigentliche Wissen und Erkennen macht gerade Halt vor dem, was uns im Glauben als das Höchste erschien, vor dem einzelnen Leben und insbesondere der Persönlichkeit. Das Wissen geht auf das Allgemeine, auf die Erforschung der notwendigen Beziehungen und Gesetze; ihm ist und bleibt das darin sich entfaltende letzte Lebendige ewig geheimnisvoll und unbegreiflich. Wäre es erkenntnisgemäß begriffen, so wäre es kein Leben mehr. Und der einzelne, der sich dem Wissen und Erkennen in Wahrheit und Wahrhaftigkeit hingibt, muß sein persönliches Leben in dieser seiner Arbeit zurückstellen, er soll „objektiv" sein, die Dinge und Sachen, die fremden Personen und Wirklichkeiten reden lassen, sein Wünschen, Hoffen, Hassen, Lieben ständig zurückzudrängen bereit sein. Dem Wissen und Erkennen kommt beim Aufbau unsres innersten persönlichen Lebens ein kritischer, kein schöpferischer Wert zu.

Und endlich, die Welt des Schönen. Mannigfach sind die Linien, die hier hinüber und herüberlaufen, die Kunst und Religion mit einander verbinden. Und in ihrer gegenseitigen Verbindung und Durchdringung haben beide sich gefördert, vorausgesetzt, daß sie ein jedes ihrem Wesen getreu blieben und die oft so feinen Grenzlinien nicht verwischten. Aber ihrem Wesen nach führen die Kunst

und der ästhetische Genuß zunächst in die entgegengesetzte Sphäre als die ist, in der das Leben des persönlichen Glaubens atmet und gedeiht. Sie führen uns in die Sphäre der großen Zusammenhänge unsres persönlichen Daseins mit der naturhaften Wirklichkeit, erweitern unser Ich, daß es mitfühle in Schmerz und Lust mit der ganzen uns umgebenden Welt, daß es mitschwinge nach den Rhythmen des allgemeinen großen Daseins, das uns umwebt.

Erhabener Geist du gabst mir, gabst mir alles, ...
Gabst mir die herrliche Natur zum Königreich ...
Vergönntest mir in ihre tiefe Brust
Wie in den Busen eines Freunds zu schauen.
Du führst die Reihen der Lebendigen
Vor mir vorbei und lehrst mich meine Brüder
Im stillen Busch, in Luft und Wasser kennen,
Und wenn der Sturm im Walde braust und knarrt ....
Dann führst du mich zur sichern Höhle, zeigst mich dann mir selbst.

Auch diesen Weg muß der Mensch, soweit er nach den höheren Werten des Lebens strebt, gehen. Wenn unser Glaube uns die tiefen Abgründe unsres Daseins aufreißt, uns zur Entscheidung drängt, uns aufwärts und vorwärts reißt, uns vor das göttliche Du sollst und Du sollst nicht stellt, so zeigt uns die Kunst eine Welt in Harmonie und Einklang, oder im bestrickenden Glanz der Größe und Erhabenheit. Sie läßt uns im schönen Schein und in der Spiegelung der Phantasie tiefere Zusammenhänge der Wirklichkeit und eine höhere Harmonie des Lebens ahnen, von denen unser Glaube hoffend redet als von der zukünftigen Stadt und der ewigen Welt. Und hier an diesem Punkt liegt die letzte und tiefste Möglichkeit eines Nebeneinanderbestehens und einer gegenseitigen Förderung beider. Aber es bleibt die relative Differenz und teilweise Widereinander. Der Glaube darf sich nicht allzu eng mit einer Lebensmacht verbinden, die mit Bewußtsein sich aufbaut auf dem schönen Schein, er muß diese Welt nehmen wie sie ist, mit den Verhältnissen fertig werden, wie sie in dieser unvollkommenen und rätselhaften Wirklichkeit liegen. Die Geschichte lehrt es uns, wie die Kunst scheinbar im Bündnis mit der Religion wieder und wieder zur „Verräterin an der Religion" wurde.

So bleibt dem Glauben als treuester Bundesgenosse der Wert und das Ideal des sittlich Guten. Uns Kindern einer neuen Zeit

ist es ein geläufiger Gedanke geworden, daß nirgends der Wert, die Stärke und Dauerhaftigkeit des persönlichen Lebens so gegeben und gesichert ist, wie im sittlich Guten und seinen Forderungen. Hier und hier allein findet das einzelne Leben ein Unbedingtes, seinen letzten Halt. Hier eine Kraft, die es allen Widerständen des Außenlebens gewachsen macht, ein Wunder, erstaunlicher, unergründlicher als alle naturhafte Wirklichkeit um uns her. In dem Du sollst, das unser Handeln und Tun regiert, besitzen wir eine Mauer und Schutzwehr, die uns in unsrer Eigenart gegenüber allem naturhaften Dasein schützt und schirmt. Denn während wir sonst überall in der Natur zunächst nur auf- und abflutendes Geschehen wahrnehmen, reißt dieses Du sollst uns vorwärts, läßt uns ein Werden vom Niederen zum Höherem erleben und ein solches zielstrebiges Werden auch in der großen Wirklichkeit rings um uns her ahnen.

Andrerseits aber ist die Tatsache des Sittlichen auf ihre Ergänzung durch den Glauben angelegt. Allein für sich bliebe es nur ein Fragment, ein Rätsel, eine unerträglich zwecklose Last. Was sind wir Menschen, eingeschlossen und bedingt überall von den ehernen Gesetzen des Daseins in Raum und Zeit, mitten in der Unendlichkeit einer von uns nicht auszuschöpfenden, geschweige denn zu beherrschenden Wirklichkeit, was sind wir Menschen, daß wir zu dem Glauben kommen könnten, wir besäßen in uns eine letzte, ewige unverbrüchliche Norm, ein unbedingtes Gesetz unsres Wesens, die Fähigkeit, aus uns heraus in Freiheit unser Dasein zu gestalten? Unablässig wiederkehrend wie die Wogen, die den Fels bespülen und an ihm abbröckeln, nagen diese Zweifel an dem, was an unsrem Leben einzig fest und wirklich ist. Und sie würden mit diesem Felsen fertig werden und sind fast überall da mit ihm fertig geworden, wo nicht der Gottesglaube dem Sittlichen entgegenkommt und uns sagt: Du bist kein Spielball des natürlichen Geschehens um Dich her, Du stehst in Gemeinschaft mit der tiefsten geistigen Wirklichkeit. Was Du als das Gesetz Deines Wesens und des höheren Seins in Dir empfindest, es ist der Ausdruck des Willens dieser Wirklichkeit, der sich an Dich herandrängt, die Stimme Deines Gottes und das Gesetz, durch das er uns zur Entfaltung unsres höheren Daseins leitet.

Darin besteht nun wieder eine Eigentümlichkeit unsrer christlichen Religion, daß sie die von allem Beiwerk befreite Frömmigkeit in der einfachsten Weise mit dem von allen Verunstaltungen gereinig-

ten Wert des sittlich Guten verbindet. Einen Ehrentitel gab Jesus von Nazareth seinem Gott und Vater, den er mit niemand teilen sollte: „Niemand ist gut als Gott allein." Gott ist gut und wer ihn finden will, soll ihn im Guten suchen.

Die Fragen, die sich hier erheben, drängen aber weiter. Wenn der christliche Glaube derart Gott und das sittlich Gute in eins sieht: was ist in seinem Sinn dieses sittlich Gute, was ist sein Inhalt? Wir antworten mit einem Wort „die Liebe". „Du sollst Gott lieben von ganzem Herzen und Deinen Nächsten wie Dich selbst."

Liebe — damit scheint nun auf den ersten Blick wenig Neues und wenig Eigentümliches gesagt zu sein. Wir müssen das Wort „Liebe" in seiner ganzen Bestimmtheit erfassen und tun das von neuem im religionsgeschichtlichen Vergleich.

Liebe — auch in der Ethik der indischen Frömmigkeit des Brahmanismus und Buddhismus begegnet uns dieses Wort an beherrschender Stelle. „Alle Mittel in diesem Leben, um sich religiöses Verdienst zu erwerben, haben nicht den Wert eines Sechzehntels der Liebe", so urteilt man auch hier. Aber anders ist dort der Inhalt des Wortes geworden. Für uns ist Liebe irgendwie ein Wollen für den andern, mit dem andern, gemeinsames Wollen. Für uns ist Liebe Vertrauen auf einen unüberbietbaren Wert, der uns im Leben des andern entgegentritt, und Freude daran. In der indischen Ethik hat Liebe den Grundton des Mitleides; Lieben heißt mitleiden, mitdulden, mittragen. Denn alles Einzelleben ist ja notwendig leidvoll, zwecklos und sinnlos. Verbinden und verbünden sollen sich die Einzelwesen in dem gemeinsamen Ertragen der leidvollen Existenz, in der Sympathie, welche die Leidenden mit einander verbindet. Es ist in alledem kein gemeinsames Wollen und Drängen nach vorwärts und aufwärts, kein gemeinsames Ziel — höchstens ein gemeinsamer Wille zur Aufhebung oder Vernichtung der Einzelexistenz und ihrer Leiden, d. h. ein Wille, der anstatt sich kräftiger und mächtiger zu entfalten und dem Einzeldasein Flügel zu verleihen, matter und matter sich weiter schleicht und letztlich in Nichts verläuft.

Das Wort „Liebe" begegnet uns auch in der hochgestimmten griechischen Kulturwelt. Und hier hat dieses Wort einen vollen und kräftigen Klang, eine Eigenart, die im geraden Gegensatz zu dem eben dargestellten Ideal der Liebe nur allzu sehr ihre letzten Wurzeln im sinnlich natürlichen Dasein hat. Liebe ist hier der höhere, reinere und edlere Bruder der sinnlichen Liebe und des

natürlichen Begehrens. Liebe wie sie uns in Platos Symposion im Phaedrus entgegenstrahlt, ist Freundschaft, ist Sympathie gleichgestimmter Seelen, das Ineinanderfließen und Sich-Aneinander-Schmiegen verwandter Geister. So ist Liebe die Blüte des Daseins, die es mit berauschendem Duft erfüllt: die Harmonie der Geister nicht ohne einen Einschlag sinnlichen Empfindens, so daß die Sinnlichkeit der Harmonie die Kraft und die Intensität verleiht, die Harmonie aber die Sinnlichkeit adelt und weiht. — Es gesellte sich zu dieser echt hellenischen Auffassung von Liebe und Freundschaft dann freilich in der späteren hellenischen Philosophie eine mehr humane, kosmopolitische Stimmung, ein Gefühl der Verpflichtung gegen Jedermann, auch den Sklaven, auch den Barbaren, eine Empfindung der Zusammengehörigkeit des ganzen Menschengeschlechtes, das von derselben höchsten Macht seinen Ursprung ableite und denselben Gesetzen des Daseins unterworfen sei. Aber diesen neuen Gedanken und Stimmungen fehlte in beträchtlichem Maße die Kraft, mit der die alten Empfindungen Hellenenherzen ergriffen hatten. Sie krochen matt am Boden, ihnen fehlten die großen Taten; es bleibt allzusehr bei der Reflexion und einem deklamierenden Pathos.

Wir vergleichen weiter und fragen, was bedeutete Liebe im alten Testament? Und wir finden auch hier schon den Satz: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst". Aber zugleich ist es klar, daß dies Gebot der Liebe zunächst auf den Volksgenossen beschränkt war, also auch hier die Liebe auf dem Untergrund natürlicher Sympathie, hier der nationalen Zusammengehörigkeit beruht. Erst ganz allmählich kommt im späteren Judentum der Gedanke der Zusammengehörigkeit alles Menschlichen auf, arbeitet sich der Begriff des Menschen in die Höhe und tritt neben den des Volksgenossen. Aber nur n e b e n den letzteren, und ohne die hier gegebene Gebundenheit jemals innerlich und völlig zu überwinden. Im Evangelium erst erfolgt die endgültige und tatsächliche Befreiung; sie vollzieht sich in aller Stille, die alten Formen werden nicht zerbrochen, sondern von innen heraus ausgehöhlt. Und wie mächtig diese waren, sehen wir daraus noch, wie stark der Befreier Jesus in seiner eigenen Seele mit ihnen zu ringen hatte. Dennoch ist nun tatsächlich im Evangelium Jesu und seiner Person ein neues höheres Leben gegeben, das Mensch mit Menschen verbindet und stürmisch über alle Schranken nationaler Gemeinschaft hinüberdrängt. Schon ein Menschenalter später verkündet Paulus trium-

phierend das Zusammenbrechen aller jener Gegensätze und das Zusammenfluten des gemeinsamen Lebens der Menschen im Christentum.

Aber auch innerlich gähnt eine Kluft zwischen der Verkündigung Jesu von der Liebe und der Auffassung des spätjüdischen Pharisäismus, deren Wurzeln doch bis ins alte Testament zurückreichen. Instinktiv empfand man auf beiden Seiten den Widerspruch. Die Frommen des Volkes verstanden Jesus nicht in seinem Liebeswirken. Sie sahen in ihm einen unpraktischen und vielleicht nicht ungefährlichen Philanthropen. „Er ißt mit den Zöllnern und Sündern." Und auf der andern Seite Jesus – wenn es auch bestritten wird, so bleibt es doch wahrscheinlich, daß er im Gleichnis von dem verlorenen Sohn den Gegensatz seinerseits zum Ausdruck gebracht hat. Der ältere Bruder, der so ratlos, im tiefsten seiner Gefühle verletzt, in seinem Gerechtigkeits- und Pflichteifer verwundet vor der abgrundtiefen Liebe des Vaters zu dem verlorenen Sohn steht, war ihm ein Symbol der korrekten Gesellschaft der Frommen seiner Zeit. – Wo lag der Unterschied zwischen Jesus und seinen Zeitgenossen? Für den Pharisäismus bedeutete Liebe etwas andres als für ihn. Liebe erweisen im Sinn des Pharisäismus bedeutet, tun was recht und schlicht ist, das tun, was der andre von Rechts wegen von uns fordern kann, das nicht tun, was ich nicht möchte, daß er mir täte. Pflichterfüllung, Billigkeit, Gerechtigkeit sind die Grundpfeiler pharisäischer Ethik.

Das Evangelium will viel mehr, will Ernst machen mit dem Wort: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst. „Wie dich selbst", d. h. den Nächsten, den Mitmenschen umfassen mit derselben Wärme und der tiefen Anteilnahme, mit der wir uns selbst umfassen. Den Nächsten lieben, d. h. ihm nicht bloß geben, was ihm von Rechts und Billigkeit wegen zukommt, so wenig wie Gerechtigkeit und Billigkeit die ausschließlichen Gesichtspunkte sind, unter denen ich mich selbst betrachte. Den Nächsten lieben, das heißt auch nicht nur seine Zwecke fördern, sie zu seinen eignen Zwecken machen, das heißt Freude an der Gemeinschaft mit ihm haben und empfinden, daß man in solchem Gemeinschaftsleben erst ein wahreres, echteres, höheres Leben erreicht, als wenn man für sich bleibt. – So den Nächsten, den Mitmenschen lieben auch ohne die sinnliche Grundlage persönlicher Sympathie – nicht als den Schicksalsgenossen im allgemeinen unauflöslichen Weltleid, sondern als Streiter und Bundesgenossen um die höchsten Werte des Lebens – das etwa meint das Evangelium, wenn es Liebe fordert.

Ist denn diese Forderung vernünftig, ist ihre Erfüllung möglich? Der gesunde und kühl überlegende Verstand antwortet ein tausendfältiges Nein. Er urteilt, solche Liebe sei unmöglich, möglich nur etwa, soweit die Grundlagen persönlicher Sympathie reichen, aber unmöglich den Menschen als solchen gegenüber. Die dumpfe träge alltägliche Menge, deren Sinn am Niedrigen haftet und im gewöhnlichen Alltägigen aufgeht — nicht nur die Schönen und Strahlenden, die Gesunden, Glücklichen und Starken: auch die Häßlichen, Kranken und Schwachen, die Unliebenswürdigen, die Stiefkinder des Lebens — lieben? Und die, die vielfältig unsre Geduld auf die Probe stellen, die uns vielfach unrecht tun, uns hemmen und hindern — lieben? Das ist unmöglich. Hassen ist hier Pflicht. Liebe wäre jämmerliche Nachgiebigkeit und Feigheit, oder schwache träge Gutmütigkeit. Und gar den Feind — lieben? Feindesliebe ist Phrase und Heuchelei, oder nur versteckte und verborgene Klugheit, die durch kühle berechnende Selbstbeherrschung und Zurückhaltung des Zornes desto sichrer über den Feind triumphiert.

Das Evangelium setzt diesem Nein ein starkes und ruhiges Ja entgegen. Jesus lebte diese Liebe. Gerade den alltägigen und gewöhnlichen Menschen gegenüber, gerade denen gegenüber, zu denen ihn nicht die Sympathie hinzog, ja vor deren Art seine heilige und gerechte Seele schauderte und an denen die gute Gesellschaft verächtlich vorüberging. Und niemand kann Jesus trotz dieser Liebe den Vorwurf der Weichlichkeit und der sentimentalen Philanthropie machen. Er war eine herbe, stolze und königliche Natur. Er griff den Menschen, denen er sich in Liebe zuwandte, an die Seele, er rüttelte und schüttelte ihr ganzes Sein und zwang sie, anders zu werden von Grund auf.

Das Evangelium gibt uns auch die Lösung des Rätsels. Es fordert und verkündet diese Liebe in Gottes Namen. Ist sie dem Menschen natürlichen Seins unmöglich, so hat der Gottesglaube eine Kraft, die Berge versetzt und Bäume ins Meer verpflanzt. Nichts ist ihm unmöglich. Und hier ist der Zusammenhang: Wer an einen lebendigen Gott glaubt, der in seinem großen Weltenplane vor allem und in erster Linie auf das einzelne persönliche Leben sein Augenmerk richtet, dessen Wollen und Gedanken auf eine große Gemeinschaft persönlicher Geister gerichtet ist, deren geistiges Band er sein will, der wird allmählich, im ernsten Kampf des Lebens fähig, Liebe im Sinne des Evangeliums zu üben. Diese Liebe ist nicht abhängig von der Voraussetzung natürlicher sinn-

licher Sympathie, sondern ruht auf dem Glauben an den Wert, den jede einzelne menschliche Seele vor Gott hat, an den göttlichen Gedanken, der in jedem menschlichen Selbst oft von häßlichen Hüllen und Schlacken bedeckt, oft bis zur Unkenntlichkeit verzerrt, dennoch vorhanden ist. — Und so wird es denn auch begreiflich, wie die hier geforderte Liebe niemals in eine weichliche Gutmütigkeit übergehen kann. Denn wie wir uns bewußt sind, daß wir nur insofern Freude am eignen Selbst und Sympathie mit dem eignen Leben haben dürfen, als wir in ihm den darin angelegten Gottesgedanken zur Entfaltung bringen, so ist es klar, daß auch der Nächste nur in diesem Sinne liebenswert ist. So kann Nächstenliebe sich mit leidenschaftlichem echtem Zorn verbinden, denn diese Liebe haßt alles, was in uns und im Nächsten das Gotteswerk zerstört; diese Liebe kann Hammer und Meißel werden, um alles tote und taube Gestein, das sich um den edlen Kern gesammelt hat, herunterzuschlagen.

So ist in der Tat mit dem Evangelium ein neues Lebenselement in die Welt getreten: der auf den Einzelnen mit aller Energie gerichtete, von Gott geforderte, in und mit dem Gottesglauben ermöglichte Liebeswille. Keiner hat das klarer als der Apostel Paulus erkannt, wenn er von dem Glauben, der in der Liebe wirksam ist, von der Liebe als des Gesetzes Erfüllung redet. Keiner hat auch klarer erkannt, wie das Liebeshandeln der Christen nicht aus der verständigen Ueberlegung hervorgeht, sondern aus einer gottgegebenen Kraft und Begeisterung, aus dem Enthusiasmus eines vom Gottesglauben ergriffenen Gemüts. Geist Gottes nennt Paulus die wunderbare neue Kraft des Lebens. Christen sind die, die vom Geist Gottes getrieben werden.

Freilich stehen wir mit alledem erst am Anfang der schweren und ernsten Fragen des Christenlebens nach seiner sittlichen Seite. Denn nun finden wir den einzelnen Menschen, namentlich wenn wir auf sein eigentliches Selbst und sein höheres Leben schauen, aufs engste verflochten in das Leben der menschlichen Gemeinschaft in ihren engeren und weiteren Kreisen, in Ehe und Familie, als Träger eines bürgerlichen Berufs, als Glied eines Standes und einer Klasse, als Angehörigen des Staates, der Nation, der Menschheit mit ihren ewigen Aufgaben im Guten, Wahren, Schönen. Und diese sittlichen Güter der Gemeinschaft stehen wiederum in engster Beziehung zu denjenigen Aufgaben und Arbeiten, die wir im weitesten Sinn als Arbeiten und Aufgaben der Kultur um-

fassen. Denn sie haben und besitzen alle eine Grundlage im sinnlich natürlichen Dasein, aus der sie ihre natürlichen Kräfte beziehen, und verdorren, wenn man diese ihre Wurzeln vernachlässigt. – Im Evangelium Jesu und im ganzen Urchristentum sind die hier sich ergebenden Fragen ganz und gar im Hintergrund geblieben. Das Evangelium dringt direkt auf den Keim und Kern, stellt unmittelbar vor die höchsten sittlich-religiösen Aufgaben des menschlichen Lebens, sagt worauf es in letzter Linie ankommt und überspringt in seinem überweltlichen Idealismus fast alle die Vermittelungen und Bedingtheiten, in denen sich das höhere Leben der Menschen bewegt und entfaltet. Es hat nur das eine mit unverkennbarer Deutlichkeit unserem Gewissen eingeprägt, daß der Mensch seines Lebens höchsten Wert nicht in der Vereinzelung, sondern in der Gemeinschaft erreicht. Aber er denkt, wenn er von Gemeinschaft spricht, nur an die primärsten Beziehungen von Person zu Person und noch nicht (im wesentlichen gesehen) an alle die komplizierten Gemeinschaftsformen und Normen, in denen sich das menschliche Leben tatsächlich bewegt. Hier ist nur ein neuer Keim gegeben, der der Entfaltung harrt, und ein erster Anstoß, der selbständige schaffende Weiterarbeit fordert. Und indem sich nun im langen Lauf der Geschichte des Christentums gegenüber seiner ursprünglichen Einseitigkeit die Fragen des menschlichen Gemeinschaftslebens in seinen engeren und weiteren Kreisen gebieterisch erhoben und ihre Berücksichtigung verlangten, geriet der ursprüngliche individualistische Idealismus des Evangeliums in starke Spannung und schier unerträgliche Gegensätze. Es scheint sich das Schwergewicht aller sittlichen Arbeit zu verlegen; die Bemühung am Allgemeinen, an den Formen und Ordnungen des menschlichen Gemeinschaftslebens und um die Güter und Werte, die hier in Betracht kommen, erscheint wieder und wieder als das unendlich wichtigere und von grundlegender Bedeutung gegenüber der auf den Einzelnen bezogenen direkten Betätigung der Liebe. Da aber diese Arbeit an der Gestaltung menschlichen Gemeinschaftslebens direkt wiederum zusammenhängt mit den Arbeiten und Errungenschaften der äußeren Kultur, der wissenschaftlichen und technischen Beherrschung der uns umgebenden Wirklichkeit, so ist ständig die Gefahr vorhanden, daß die eigentlich sittliche Arbeit des Menschengeschlechts mit der allgemein kulturellen zusammenfließt und vereinerleit wird. Und da endlich diese auf das Ganze und die allgemeinen Grundlagen menschlichen Lebens gerichtete notwendige Arbeit des Menschengeschlechts

zu einem guten Teil naturhaft bedingt ist und infolgedessen auch andern Normen unterstellt ist, so erhebt sich die schwere Frage, ob innerhalb dieser großen Arbeit unserer Kulturvölker, bei der die Gesetze des natürlichen Kampfes um das Dasein und die Fragen der Macht und des Könnens eine entscheidende Rolle spielen, die sittlichen Forderungen des Evangeliums überhaupt zu atmen vermögen. Ganz besonders bedrückt diese Frage uns Kinder eines modernen Zeitalters, in dem jene allgemeine Arbeit des Menschengeschlechts ins Riesenhafte gewachsen ist, in dem die dabei entstehenden Spannungen der internationalen Gegensätze, des internationalen Wettbewerbes und innerhalb des einzelnen Volkes die Kämpfe der Rassen, Stände, Berufe alle Kräfte derart verzehren, daß die Forderungen des individuellen Lebens erstickt zu werden drohen.

Demgegenüber gibt es für den christlichen Glauben nun aber kein Paktieren und keine Nachgiebigkeit. Er wird jene ganze Arbeit nicht mehr in ihrer Notwendigkeit leugnen, er wird den Mut sich erwerben, sie bis zu einer bestimmten Grenze freudig anzuerkennen und zu bejahen. Er wird aber nicht müde werden dürfen, das Gewissen des Einzelnen aufwärts und vorwärts zu rufen über das ganze Getriebe hinüber. Er wird dem geistigen Auge der Menschheit die wichtigen Größenmaßstäbe für letzte Wahrheit und Wirklichkeit vorzuhalten haben. Er wird es nicht aufgeben dürfen, der Menschheit zu sagen, daß es in letzter Hinsicht nicht auf die Abstrakta des Guten, Wahren und Schönen ankomme, sondern auf die einzelne menschliche Seele, in der jene Abstrakta zum Leben kommen und ihr Zentrum finden, daß der letzte Sinn aller jener Riesenarbeit, die wir Kultur nennen, darin besteht, daß der Einzelne und möglichst viele Einzelne in der bunten und vielfältigen Arbeit ihres Lebens hindurchdringen zur tiefsten Wirklichkeit und sich mit dieser in ihrer Seele berühren. Er lehrt uns erkennen, daß die menschliche Arbeit, wie immer sie sich gestalte, ob sie sich mehr an der Peripherie bewegt und die allgemeinen natürlichen Grundlagen unsres Daseins schaffen hilft, oder ob sie dem Zentrum alles Lebens näher liegt, — danach bemessen wird in ihrem Werte, ob sie in Treue gegen den allmächtigen Gott geschieht, der will, daß wir in der Arbeit unser höheres eignes Selbst finden. Er sagt uns, daß der höchste Wert unsres Daseins nicht in den Augenblicken eines großen nach außen gerichteten Erfolgs zur Erscheinung tritt, sondern in allen den stillen Momenten des Lebens, in denen sich

Seele mit Seele, persönliches Dasein mit persönlichem Dasein berührte und gemeinsam um die letzten Wirklichkeiten rang. Er hat den Mut, das Große klein und das Kleine groß zu nennen, und läßt sich durch das in seiner Arbeit und in seinen Gegensätzen immer riesenhafter anschwellende menschliche Leben nicht verwirren, sondern zeigt unermüdlich wie die Kompaßnadel nach einer bestimmten Richtung. Und trotz aller Spannungen und aller Gegensätze ist er auch wieder jener allgemeinen menschlichen Arbeit unentbehrlich, er bewahrt sie davor, ziellos zu werden und schließlich in sich zusammenzubrechen.

Doch ist hier nicht der Ort, uns in die einzelnen und so mannigfaltigen schweren Fragen und Probleme, die hier auftauchen, weiter zu vertiefen. Wir wollen den christlichen Glauben in seiner Eigentümlichkeit verstehen, nicht ihn verteidigen. Und mit alledem, was wir bis jetzt ausgeführt, sind wir noch nicht beim Höchsten und Letzten.

Die Krönung.

Erlösung und Sündenvergebung.

Das Evangelium zeigt uns das sittlich Gute und unsre Aufgabe und Arbeit daran derartig weit und tief, daß demgegenüber ein Grundgefühl in uns erwacht: das unsres eigenen Unvermögens ja des Widerspruchs unsres sinnlichen Selbst. Das eine ist immer gleichzeitig mit dem andern vorhanden: der göttliche Befehl, der unser Inneres mit seiner ganzen Majestät durchtönt, und die Erfahrung, daß unsre staubgeborene Natur sich gegen diesen Befehl auflehnt, ihn als ihrem Wesen widersprechend empfindet. Dieser Widerspruch und diese Disharmonie lassen sich nicht wegdisputieren. Denn weder können wir das Böse in uns auffassen, als ein Noch-nicht-gut-sein, als ein notwendiges Durchgangsstadium zu höherer Vervollkommnung, empfinden es vielmehr als den Widerspruch, als etwas, was unter allen Umständen nicht sein sollte; noch läßt sich der Majestät des heiligen Gotteswillens etwas abbrechen und seinen Forderungen etwas abdingen. Wir stehen hier in unlöslicher Disharmonie einer niederen und einer höheren Welt, des Könnens und des Sollens. Das Evangelium löst uns mit seinem Gottesglauben diese Disharmonie. Sein Wesen und sein Inhalt gipfelt in der Verkündigung der Erlösung und der Sündenvergebung.

Erlösungsglaube, Erlösungssehnsucht liegt aller Religion verborgen zu grunde. Ueberall ist in ihr die treibende Kraft das Bestreben des Menschen, über seine kleine und bedingte Welt sich zu erheben, die Sehnsucht von sich selbst loszukommen, einen stärkeren Halt zu finden, als das eigne Selbst ihn bieten kann. Daher denn auch die Erscheinungen der Selbsthingabe, der Selbstaufopferung bis zum Wegwerfen des sinnlichen Lebens, dem Kindesopfer, der Preisgabe der geschlechtlichen Ehre gerade auf niederster Stufe des religiösen Lebens so überaus häufig sind.

So durchwandert der Erlösungsgedanke die Religionen und entwickelt sich mit ihrem Gang. Was hat die Menschheit nicht alles im Lauf der Geschichte ihrer Frömmigkeit unter Erlösung verstanden! Auf dem Gebiet der nationalen Religionen hoffte man von der Gottheit Erlösung vom nationalen Unglück und der nationalen Not. Ein klassisches Beispiel dafür ist die Volksreligion Israels mit ihrem Glauben an den Retter und Rächer Jahwe. In der jüdischen Gesetzesreligion bedeutet Erlösung oder Versöhnung ein Loskommen von der materiellen und rituellen Unreinheit, die den Einzelnen hindert, seinem Gotte zu nahen. Wenn eine israelitische Frau Kinder geboren hat, so muß sie sich durch rituelle Veranstaltungen und Handlungen lösen von ihrer Unreinheit. Unreinheit und Sünde sind noch fast gleichwertig. Viel höher hinauf greift das Erlösungsideal der Propheten. Rettung des israelitischen Volkes ist nicht das erste, was sie ersehnen; ja auch den Gedanken an den Untergang ihres Volkes können sie ertragen und mit ihrem Gottesglauben vereinigen. Aber daß die Gerechtigkeit siege und triumphiere und die Ungerechtigkeit ihr Spiel verliere, darauf ist ihr Erlösungsglaube gerichtet. Ihr Gott ist Erlöser und Befreier, weil er das bewirkt.

Auch in der Welt der ausgehenden griechischen Antike spielt die Erlösungsstimmung eine starke Rolle. Und in dem Erlösungsstreben, das hier anhebt, heißt es: Los von der Welt der Sinne und der Materie, frei werden von diesem ganzen Gebiet des Truges und des Scheines, der Dumpfheit und der Trägheit, der Häßlichkeit und der Disharmonie; aufwärts zu der ewigen Welt des Guten, der Schönheit und der Wahrheit, zu der Welt der seligen Götter, aus der der Mensch mit dem besten Teil seines Wesens stammt. — Blicken wir endlich hinüber nach dem Osten nach den alten Religionen Indiens, so ist hier die Erlösungsstimmung erst recht mächtig: Los von diesem vielfachen, vielgeteilten, notwendig leid-

vollen individuellen Leben, — Aufgehen im allgemeinen, alleinen göttlichen Sein, so im Brahmanismus, — Eingehen in die Ruhe des ewigen Nichts, so im Buddhismus.

So ist auch der christliche Gottesglaube im eminenten Sinn des Wortes Erlösungsglaube. Nicht erst Paulus ist der Schöpfer dieses Glaubens. Deutlich ist er im Evangelium ausgesprochen. Wiegt auch in diesem der kategorische Imperativ vor, so klingt daneben doch sicher der frohe und helle Klang der Botschaft von der Erlösung. Denn das Evangelium ist Verkündigung des Reiches Gottes, des in seinem Reiche nahen Gottes. Und bedeutet diese Verkündigung nach der einen Seite Gericht und Buße, so nach der andern Seligkeit und Erlösung. „Selig sind die Armen, denn ihnen gehört das Reich Gottes. Selig sind die Hungernden und Dürstenden, sie sollen satt werden." Und in der Predigt vom Reiche Gottes verhieß Jesus nicht nur die Erlösung von leiblicher Not und der Not des nationalen Daseins, unendlich viel höher hinauf griff seine Verkündigung. Eine neue höhere Zeit soll kommen und in ihr und mit ihr ein neues höheres Leben; und dies Leben hat mit jenem so wenig zu tun, ist so wenig kommensurabel mit ihm, daß man, wenn man dieses darangibt, jenes gewinnt. Und dabei ist es geblieben in der Geschichte der christlichen Religion. Wo ihre Heroen, sei es Paulus oder Augustin oder Luther oder Schleiermacher den christlichen Gottesglauben in seiner Tiefe erfaßten, da offenbarte er sich ihnen als Erlösungsglaube.

Wenn wir das Wesen des christlichen Erlösungsglaubens erfassen wollen, so können wir sagen: Erlösung im Sinn des Evangeliums heißt frei werden und loskommen von dem natürlichen, sinnlich bestimmten Ich, das in sich selbst den Zielpunkt seines Lebens und Strebens sieht. Erlöst werden heißt ergriffen werden von Gott, Erlösung bedeutet dasjenige Erlebnis, durch welches das Ich aus dem Mittelpunkt seiner Weltbetrachtung gerückt wird und gezwungen wird, mit seinem ganzen Leben um Gott zu kreisen. Erlösung heißt für uns nicht mehr die Befreiung an diesem oder jenem einzelnen Punkt, in dieser oder jener äußeren Hinsicht, sondern wir erleben sie in dem Kardinalpunkt unsres Daseins. Denn aller Druck, alle Angst und Not des Lebens entsteht letztlich daraus, daß unser Ich bei allen Erfahrungen seines Lebens auf sich selbst in seiner Isoliertheit schaut und nicht auf den Willen des allmächtigen Gottes, der sich darinnen offenbart, und schwindet, sobald dieser eingenommene Standpunkt verlassen und mit dem

gegenteiligen vertauscht wird. – Erlösung im Sinne des christlichen Glaubens heißt auch nicht Hingabe an abstrakte Mächte und Gesetze, sei es die Macht der Gerechtigkeit und Heiligkeit, seien es die Ideale des Guten, Wahren und Schönen, sondern Hingabe an den persönlich allmächtigen Gott. Und sie bedeutet endlich nicht ein Wegwerfen und Verachten des Lebens, sondern die Erhebung zu einem höheren Leben. Wir geben unser Ich, das bisher auf sich selbst ruhen und in sich selbst kreisen wollte, an Gott hin, um eben dieses Ich geweiht und geadelt von ihm zurückzunehmen. Wir bestimmen nun den Lauf unsres Daseins nicht nach eigner Willkür, sondern nehmen das Gesetz unsres Lebens aus seiner Hand, aber eben dieses Gesetz lernen wir doch sehr bald zugleich als den Ausdruck unsres eigenen höheren Seins und Lebens erkennen.

So wird unser Gottesglaube eine sehr ernste Erfahrung, die da, wo sie gemacht wird, mit tiefen Schmerzen verbunden ist. Gott begegnen, zu Gott kommen bedeutet immer von einem Teil unsres Wesens freikommen. Wir gelangen zu Gott doch nicht einfach so, daß wir uns auf den eigentlichen Grund unsres Wesens besinnen und dort ihn finden. Sondern Gott kommt über uns, wie eine herbe Notwendigkeit, wie ein starker Zwang, gegen den wir uns aufbäumen; wie der Hammer des Künstlers, der auf den spröden Stein schlägt. Etwas in uns – und das ist oft sehr viel – muß gebrochen und vernichtet werden, etwas muß in die Tiefe versinken, wenn das neue Leben aufsteigen soll. Aller wahre Glaube ist Bekehrung, nicht so daß wir diese immer in einem Nu, in sinnlich greifbarer Gegenständlichkeit erlebten, aber doch so, daß unsre Frömmigkeit durch den Kampf hindurch sich entfaltet, der auf einen langen Zeitraum des Lebens verteilt oft ruhigere, oft gewaltsamere Formen annimmt, oft stark ins Bewußtsein tritt, oft schlummert, immer aber vorhanden ist. Auch über unsrem Leben steht das Wort in erweitertem Sinn, daß wer sein Leben gewinnen will, es verlieren muß.

In und mit dieser Erlösung, die sich an uns vollzieht, wenn wir in unsrem Leben der Wirklichkeit Gottes begegnen, werden nun zugleich vor allem und in erster Linie die Kräfte zum Guten im Sinn des Evangeliums entfesselt. Denn das Kardinalhemmnis, das sich in uns der Forderung der Nächstenliebe entgegenstemmt, ist der sinnliche Egoismus, das Bestreben des Ich, nur von seinem sinnlich isolierten Dasein die Gesetze des Lebens zu empfangen. Ist aber diese Ichsucht des Menschen ganz und gar zusammengebrochen

vor der majestätischen Wirklichkeit Gottes, sind wir aus dem Mittelpunkt der eignen Betrachtung herausgeschleudert und ist Gott in diesen Mittelpunkt eingezogen, so ist nunmehr die Bahn zum sittlich Guten freigegeben. Und andrerseits erfassen wir im Glauben unsern Gott als das gemeine Band, das die Geister untereinander verbindet, als den allmächtigen Willen, der einem jeden sein Maß und das Ziel seines Lebens bestimmt hat und ständig bewirkt, daß die, die in seinem Willen das Gesetz ihres Lebens erkennen, in Harmonie untereinander ihr Dasein verbringen, während da, wo dies nicht geschieht, die Kräfte sinnlos sich zerreiben.

So bringt unser Gottesglaube eine tiefe Disharmonie in unser Leben, aber zugleich befreit er uns von ihr. Er läßt, wo er in eine Menschenseele eintritt, den Widerspruch des niederen sinnlichen Seins aufschäumen, er gibt zugleich die Kraft, diesen Widerstand zu überwinden.

Ja wir können noch weiter gehen und behaupten, daß in diesem Erlösungsglauben letztlich nicht bloß die Kraft zum Guten, sondern der Bestand unsres gesamten höheren Geisteslebens wurzelt. Denn ist nicht dieses gesamte Geistesleben überhaupt auf Erlösung und Befreiung von den Fesseln des sinnlichen niederen Daseins gerichtet und eingestellt? Bei allem Fragen und Forschen nach der Wahrheit, wenn wir über die rein empirische Erfahrung hinausgehend dieses für Schein und jenes für Wirklichkeit, dieses für Traum und Trug und jenes für Realität erklären, befreien wir ja unser Ich von der Bedingtheit und den Schranken der sinnlichen Erfahrung, treten wir mit den eignen Denkgesetzen, so sehr wir sie aus der Erfahrung gewinnen, doch auch dieser Erfahrung gegenüber, messen diese an den gewonnenen Gesetzen und dringen, uns vom Schein befreiend, Schritt für Schritt zur tieferen Wirklichkeit vor. — Wenn wir das Dasein ringsumher mit einem für das Schöne, Harmonische und Erhabene empfänglichen Geist betrachten, so bemeistern wir und drängen zurück unsre unmittelbar sinnlichen Eindrücke der natürlichen Lust und Unlust, befreien uns von den sinnlichen Leidenschaften; und aus der Isoliertheit unsres Ich heraustretend greifen wir ahnend und tastend nach einem uns verwandten und verständlichen Sein, das sich auch im Naturhaften ringsumher offenbart. Und endlich, wenn wir in der Arbeit unsres Lebens heranwachsen zur sittlichen Persönlichkeit und zum eignen Selbst, so befreien wir uns in zusammenfassender Weise bis zu einem gewissen Grade von den Bedingtheiten der Außenwelt, ler-

nen allmählich alles, was von außen an uns herantritt, als Bausteine und Material verwenden zu dem Bau des eignen Lebens, den wir von innen heraus, nach eignen Gesetzen, wenn auch noch so unvollkommen aufführen; fühlen uns nicht mehr von den Dingen und Begebnissen zwecklos hin- und hergeworfen, sondern erstarken im Bewußtsein eigner Freiheit.

So geht unser gesamtes höheres geistiges Streben auf Erlösung und Befreiung. Aber es droht freilich dieses Streben haltlos in sich zusammenzubrechen, wenn es nicht sein Fundament gewinnt im Glauben. Nagende Zweifel hängen sich überall daran. Ist es wirklich so, daß unser Forschen nach Wahrheit uns näher heran an die eigentliche Wirklichkeit des Seins bringt, daß unser Wissen und Erkennen dieser Wirklichkeit äquivalent sind? Oder führt uns Wissen und Erkennen gar weiter von dieser hinfort? Alle Fragen des Wissens münden aus in eine letzte, über die dieses selbst nicht mehr entscheiden kann. Und was wir im Genießen des Schönen und Erhabenen erleben, ist das alles vielleicht doch nur Schein, eine Fata Morgana und reines Spiel der Phantasie und nicht ein verheißungsvoller farbiger Abglanz einer höheren Wirklichkeit? Und wenn wir meinen, unser Leben frei von innen heraus zu gestalten, ist das nicht nur jämmerliche Täuschung? Sind wir vielleicht nur so weit frei, wie ein Vogel, der an einem langen Faden befestigt ist und sich eine Weile für frei in der Luft schwebend hält, bis er um so bitterer seiner Enttäuschung gewahr wird? Was sind wir, die wir die Wirklichkeit durchdringen, meistern und beherrschen wollen? Sind wir nicht Wesen, in allen Fasern unsres Daseins bedingt, und dazu noch in unserm eigenen Streben und Wollen so ohnmächtig!

Der Glaube ist es, der unserm gesamten höheren geistigen Streben erst das rechte Fundament gibt. Denn er sagt uns, daß dieses Streben nicht ein Ausfluß willkürlicher Machtherrlichkeit ist, mit dem das kleine und beschränkte Ich sich einer widersprechenden Umgebung, die es notwendig zermalmen müßte, entgegenstemmt. Er sagt uns, daß das alles Gehorsam gegen den göttlichen Willen ist, ein göttliches Müssen, das unserm Sein auferlegt ist und das wir als das Gesetz unsres eignen Seins zugleich empfinden. Der Glaube ist es, der uns den Mut und die Kraft gibt, mit der Fackel unseres Wissens auch die verborgenen Winkel des Daseins zu durchleuchten. Denn es ist unsres Gottes Welt, die wir erkennen, und die Gesetze unsres Denkens sind von ihm gegeben. Der Glaube

gibt uns den Mut und die Kraft, uns recht am Schönen zu freuen und vor dem Erhabenen, Furchtbaren und Schrecklichen in Ehrfurcht zu stehen — denn es ist Gottes Natur, darinnen sich beides zeigt – und unser Leben aufzubauen nach dem Gesetz innerer Freiheit – denn sie ist uns von Gott geschenkt. Oder wenn wir es noch einmal von der andern Seite betrachten: im Glauben erleben wir es in konzentrierter Kraft, daß wir loskommen von unserm in sich selbst isolierten egoistisch sinnlichen Ich. Keine Kraft und Macht der Welt ist so stark, daß sie ganz genügte, um diese Befreiung zu vollziehen. Wenn uns aber Gott frei macht, so sind wir wahrhaft frei. So wirkt denn der Glaube als eine erlösende und befreiende Macht in weiterem Sinn auf unser gesamtes höheres Dasein und geistiges Streben. Im innersten Keim und Kern aber erleben wir freilich seine Kraft in der direkten Erhebung der Seele zu Gott und in der Entfesselung und Befreiung des Willens zum Guten, der Kraft zur Liebe, der Hingebung an den guten göttlichen Willen, der auf eine Gemeinschaft der Geister geht.

Nun aber stehen wir weiter vor dem Erlebnis, daß sich dies Emporstreben aus dem niederen sinnlichen zum höheren gottgewollten Leben oder auch dieses Emporgetragenwerden durch göttliche Kraft nicht geradlinig in uns vollzieht, sondern nur unter fortwährendem Widerstand und dauernden Hemmungen, die von unsrer niederen Natur ausgehen, in Niederlage und Sieg, Fallen und Wiederaufstehen. Wir stehen damit vor einer völlig irrationalen Tatsache der Sünde und der Bosheit. Denn so sehr uns auch der überlegende Verstand zu der Anerkennung zwingen möchte, daß, weil alles auf Gott zurückzuführen sei, irgendwie auch das was wir Sünde nennen, durch ihn im letzten Grunde bedingt sei, so sehr wird immer unser Gewissen uns selbst für unsre Sünde verantwortlich machen. Für uns kommt es aber in diesem Zusammenhang nicht auf die theoretische Lösung dieser letzten Fragen an, sondern darauf, welchen Ausweg aus dieser Not uns unser Glaube verschafft. Und so sagen wir zum letzten, daß unser Glaube ein Glaube der Sündenvergebung ist und darin seine Vollendung und seine Krönung findet. Alles, was wir Sünde nennen, ist Handeln gegen unsre höhere gottgegebene Bestimmung, ist daher Unrecht gegen Gott und seinen heiligen Willen, ist Störung unsres persönlichen Verhältnisses zu Gott. Diese Störung aber muß aufgehoben werden, und diese Aufhebung vollzieht sich in einem freiwilligen und

unergründlichen Akt göttlicher Liebe, mit dem er Sünde vergibt. Das Evangelium Jesu – und das ist das Höchste und Größte an ihm – macht uns des sündenvergebenden Gottes sicher und gewiß. In seinen schönsten Gleichnissen verkündet Jesus den aus freier Barmherzigkeit in väterlicher Liebe verzeihenden, Sünden vergebenden Gott. In dem Gebet, das er seine Jünger beten lehrte, stehen die Bitten um Sündenvergebung und Erlösung am Ende, auf dem Höhepunkt. Jesus aber hat die Sündenvergebung nicht bloß gelehrt, sondern in die Welt hineingestrahlt. So nur konnte der Glaube lebendig werden. Denn es ist ein Glaube, der wahrlich jenseits aller Berechnung liegt. Unser überlegender Verstand sagt uns nicht, daß Gott Sünden vergibt. Er sagt uns eher, daß Gott sündiges Wesen von sich stößt. Er zeigt uns den in sich selbst auf den verborgenen Tiefen seines Wesens ruhenden allmächtigen Gott, der unser in keinem Sinne bedarf, von dem nicht abzusehen ist, weshalb er Gefäße seiner Allmacht nicht vernichten sollte, die seinem Willen nicht entsprechen. Eine göttliche Kraft gehörte dazu, um das Feuer göttlicher Gnade vom Himmel herunterzuholen: von Jesus strahlte die Gewißheit der Vergebung der Sünden aus. Er erfaßte die in der Sündenvergebung sich offenbarende göttliche Gnade in ihrer vollen Unmittelbarkeit und Unbedingtheit. Er besaß, so stark auch seine Ueberzeugung von der Verderbtheit seines Geschlechts und des menschlichen Wesens rings um ihn war, den Mut, zu verkünden, daß Gott Sünden vergibt ohne Bedingung, wo immer die Seelen der Menschen in lebendigem Bedürfnis und echtem Sehnen göttlicher Sündenvergebung entgegenkommen. Und endlich verkündigte er die Vergebung der Sünde ohne irgendwelche Vermittelung durch Dinge, Sachen und äußere Akte als eine freie persönliche Tat des lebendigen Gottes. Er lehrte das alles nicht nur, sondern setzte es in die Tat um. Und wo irgendwie noch ein letzter Funke der Sehnsucht in einem Menschenherzen vorhanden war, ein letztes zages Sehnen nach Gemeinschaft mit dem lebendigen Gott, warf er den vollen Strahl göttlicher Gnade in die menschliche Seele hinein und wirkte das Wunder, daß aus dem Tode neues Leben hervorbrach. Das scheinbar Unmögliche machte er möglich. So ist von ihm ein Strom der Gewißheit der Sündenvergebung in unsre Welt eingeflossen und wirkt weiter, durch tausendfache Glieder und Ketten vermittelt in der Gemeinschaft seines Geistes.

Und auch wir dürfen nicht zögern zu bekennen, dies sei das Höchste und Letzte an unsrem Gottesglauben, daß wir unsern Gott

haben und fassen dürfen als den sündenvergebenden Gott. Wir wissen dabei, daß wir diesen Glauben halten und bewahren nicht als ein Ergebnis verständiger Ueberlegung, sondern getragen durch die Kraft des Geistes, der in der Gemeinschaft unsres Glaubens lebendig ist. Wir wollen dabei freilich den Glauben an die Vergebung der Sünden nicht vereinseitigen und überspannen. Oft ist in der Geschichte des Christentums dieser Verkündigung eine Form gegeben, welche den Mut und die Tatkraft des neuen Lebens, das er entzünden soll, zu hemmen droht. Es gibt Christen, denen der Gedanke ihrer Sündhaftigkeit ein und alles geworden zu sein scheint, bei denen man zu dem Eindruck kommen könnte, Christ sein bestände darin, daß man sich für einen schlechten Menschen halte. Es gibt christliche Kreise, bei denen die Gefahr droht, daß ihnen die Behauptung ihrer Sündhaftigkeit nicht mehr Erfahrung, sondern eine Lehre, ein vorweg aufgestelltes Dogma zu werden droht, zumal wenn sie sich mit unhaltbaren Spekulationen über Wesen und Herkunft der Sünde verbindet. Es gibt eine Stimmung des Christenlebens, in der man so durch den Gedanken der Sünde fasziniert ist, daß man vergißt, daß es im Christenleben ein höheres Ziel über die Vergebung der Sünden hinüber gibt: Gemeinschaft mit Gott und ewiges Leben.

Demgegenüber wollen wir daran festhalten, daß Religion, Glaube in erster Linie ein frohes Vorwärts und Aufwärts sei. Glauben heißt Gott finden und in ihm die Ruhe. Glauben bedeutet Sicherheit, Freudigkeit, Heimatgefühl. So erwacht religiöses Leben in den Seelen der Kinder, wenn man sie unberührt mit einem dogmatisch eingestellten Unterricht läßt. Erst allmählich kommt die andre die dunklere Seite des religiösen Lebens zum Bewußtsein. Aber jene Seite bleibt: Glauben haben heißt sich vor den guten und heiligen Willen Gottes gestellt fühlen und damit vor die großen Aufgaben unsres Lebens: „Ihr sollt vollkommen sein, wie der himmlische Vater". Das ist das erste und letzte und das soll nie vergessen werden.

Aber freilich gerade wenn wir das tun, wenn wir unsre Seele stellen vor den heiligen Gott und seinen guten Willen, dann erwächst in uns aus der Erfahrung heraus das Gefühl von unsrer unzureichenden Kraft, von unsrem ständigen Zurückbleiben hinter dem uns gesteckten Ziel. Dann stehen wir mit Zittern und Beben vor dem heiligen Gott und wissen, daß uns aus dieser Not nichts lösen kann, als der Glaube an die Sündenvergebung. Und wir wissen

weiter, daß wir Sündenvergebung nicht nur in diesem und jenem Einzelfalle gebrauchen: eine schier unüberbrückbare Kluft trennt uns von dem heiligen allmächtigen Gott. Denn all unser sittliches Streben und die Arbeit unsres Lebens sind und bleiben im besten Fall Stückwerk und Fragment. Gott aber will ein Ganzes und Vollkommenheit. Aus dieser Not unsres Lebens reißt uns nur der Glaube, der hier wiederum mit seinem „und dennoch" einsetzt und uns sagt, daß Gott uns will, so wie wir sind, wenn wir nur uns berühren lassen wollen von seiner emporhebenden Kraft, von seiner unsre Mängel deckenden Barmherzigkeit. Paulus nannte dies Erlebnis und Gewißwerden, das sich nicht auf den einzelnen Fall, sondern auf das gesamte menschliche Leben bezieht, Rechtfertigung. Sehen wir von dem Wort, das Paulus dafür prägte, einmal ab, auch von den Spekulationen, die für Paulus sich mit der Lehre von der Rechtfertigung verbanden, namentlich über die vermittelnde Ursache der Rechtfertigung: Christi Blut, oder Christi Tod, — *das Erlebnis selbst ist dem christlichen Glauben unentbehrlich*. Der Gläubige bedarf der allgemeinen Gewißheit, daß trotz aller Widerstände und Hemmungen Gott zu ihm gehört und er zu Gott; und er erlangt sie, wenn er sich in den Strom religiöser Gewißheit hineinstellt, der von Jesus von Nazareth ausgegangen ist und in seiner Gemeinschaft fließt.

Und das alles ist nun keine Abschwächung der Energie unsres Lebens und keine Hingabe an eine müde und gebrochene Stimmung, sondern eine tiefere, ernstere und wahrere Erfassung der Wirklichkeit; und Wahrheit und Wirklichkeit kann niemals die Kraft brechen und lähmen sondern nur erhöhen. Um das zu erkennen, stellen wir etwa noch einmal Christentum und die neben dem Christentum die alte Welt beherrschende antike Philosophie einander gegenüber. Wie vieles kam in dieser Geistesmacht, wie sie etwa durch die Namen Sokrates, Plato, die Stoa repräsentiert wird, dem Christentum entgegen, wie vieles ist hüben und drüben in tiefster Wurzel verwandt. An diesem Einen Punkt aber zeigt sich der grundlegende Unterschied. Das Charakteristische an dem griechischen Altertum, das hier zur höchsten Ausprägung kommt, ist die ungebrochene Selbstzuversicht und das Vertrauen zur Güte der Natur. Wenn wir einen Stoiker vor das Vaterunser gestellt uns denken — er hätte mit Freuden etwa die erste größere Hälfte mitsprechen können, aber wäre er dann zu der Bitte um Sündenvergebung gekommen, so würden seine Lippen sich geschlossen haben und seine

Sympathien verſchwunden ſein. Und ſelbſt als in der ſpäteren Zeit das Vertrauen zur Güte dieſer Welt und zu einem erkennbaren Sinn des Ganzen mehr und mehr ſchwand, ſo blieb das Beſtreben nach wie vor darauf gerichtet, in dieſer rätſelvollen undurchdringlichen und kalten Welt Eines ſich zu erhalten: die Zuverſicht zum eignen Ich, die ungebrochene Haltung.

Da ſtand in dieſer Welt, die doch im innerſten ſchon krank war und mit den Nöten des Lebens nicht mehr fertig zu werden wußte, eine neue ſiegende Macht auf. Sie ſiegte deshalb, weil ſie die Wahrheit und Wirklichkeit tiefer erfaßt hatte. Und ſie verkündete, daß es das Höchſte ſei für den Menſchen, dieſe ſtarre und ungebeugte Haltung aufzugeben und eines zu lernen, Hingabe des eignen Selbſt. Hingabe wie ſie in dem Erlebnis der Erlöſung und der Sündenvergebung (Rechtfertigung) am tiefſten und lebendigſten erfaßt wird. Der chriſtliche Glaube brachte in die alternde Welt das große Geheimnis vom Sterben und Neuwerden hinein; und mit dieſem Geheimnis erhob ſich ſiegreich das neue rettende Leben.

Erlöſung und Sündenvergebung, beide gehören endlich auf das engſte zuſammen. Erleben wir in der Erlöſung in erſter Linie die von der Sünde befreiende und den Willen zum Guten entfeſſelnde Macht, ſo verläßt uns mit der Sündenvergebung oder Verſöhnung das drückende und unſre Kraft lähmende Gefühl der moraliſchen Schuld. In der indiſchen Religion faßte die tiefſte Sehnſucht nach Erlöſung ſich zuſammen in den Schrei „los vom Leben", im Chriſtentum heißt es: los von der Sünde und los von der Schuld und aufwärts zu höherem Leben. Und ſo kommt an dieſem Endpunkt noch einmal der überlegene geiſtige Charakter unſres Gottesglaubens zur Geltung. Seine Güter liegen jenſeits des Behauptens oder des Aufgebens dieſes natürlichen Lebens.

Ewige Hoffnung.

So iſt unſer Gottesglaube ganz auf das Perſönliche geſtellt. Wir glauben an den allmächtigen Gott, der uns mit der Unergründlichkeit ſeines Weſens und Wirkens umgibt, als an den Gott unſres Lebens, an den himmliſchen Vater, der auf das einzelne perſönlich-geiſtige Leben ſeinen Blick gerichtet hält und es mit ſeiner Fürſorge umgibt. Wir glauben an den Gott, deſſen Weltenplan ſein Ziel in einem Reich der Geiſter findet, das verbindende Band aller unſrer höheren geiſtigen Gemeinſchaft. Wir finden dieſen

Gott, wenn wir uns von unserm niederen sinnlichen Dasein und selbstischen Wesen befreien und in seinen Gedanken, die er mit uns hat, das Gesetz unsres höheren Lebens entdecken. Oder besser wir finden ihn, indem wir uns von ihm finden lassen, wenn wir seine erlösende Macht und seine befreiende, die Schuld aufhebende Gnade an uns erleben. Und was wir erleben, ist Entfesselung des höheren persönlichen Lebens; und wovon wir befreit werden ist das Leid persönlicher Unzulänglichkeit und Verschuldung.

Dieser Christenglaube vollendet sich in der Hoffnung. Die Hoffnung aber hat zum Inhalt den ewigen Wert und Gehalt dieses höheren persönlichen Lebens. Und da dieses doch schließlich hängt an dem Einzelnen und nirgends anders vorhanden ist als in dem Ich und den vielen einzelnen Individualitäten, die jenes höhere Leben erleben, so erhebt sich die Christenhoffnung kühn zu dem Glauben an den ewigen Wert und Gehalt des Einzellebens, soweit dieses aus der Sinnlichkeit zum höheren Dasein erwacht ist und in seinem Gott das Gesetz seines Daseins gefunden hat.

Wohlgemerkt, es ist diese Hoffnung die Krönung des ganzen Gebäudes und nicht sein Fundament. Und jemanden, der in unsrer diesen Gedanken so abgekehrten Zeit den Mut zu der Bejahung jener Hoffnung nicht finden kann, soll man deswegen nicht schon nachsagen, daß er die Fundamente des christlichen Glaubens nicht besitze. Es soll hier keine Forderung und kein Gesetz erhoben werden, Hoffen darf niemals gefordert werden. Es gleicht die Hoffnung der Blüte der Pflanze, auf deren Entfaltung man mit Geduld harrt. — Andrerseits aber muß auch das gesagt werden, daß sich im langen Gang der Geschichte des Christentums mit lebendigem und starkem Glauben auch immer die Hoffnung ewigen Lebens verbunden hat. Zwar sind im Lauf der Entwickelung der christlichen Gesamtanschauung alle jene bunten und phantasievollen Erwartungen von einem mehr oder minder nahen Weltende, einem einzigen großen Weltgericht, dem Springen der Gräber beim Schall der Posaunen, der leiblichen Auferstehung der Toten, dem Kommen des Weltrichters mehr und mehr verschwunden oder wenigstens an die Peripherie unsres religiösen Lebens gerückt. Aber die Hoffnung ewigen Lebens der von Gottes Geist ergriffenen menschlichen Persönlichkeit hat sich durch den ganzen Lauf der Geschichte des Christentums erhalten. Hat sich erhalten auch bei den Heroen, auf denen die Grundlagen unsres modernen Geisteslebens beruhen. Der rationale, auf dualistischer Unterlage ruhende Gottesglaube Kants und

die Natur und Geist möglichst in eins fassende, letztlich doch wieder in den Theismus einmündende Weltanschauung Goethes begegnen sich hier.

Diese Hoffnung des Christenlebens liegt nun freilich in einer für den vernunftgemäßen Beweis unerreichbaren Höhe, sie wurzelt ganz und gar im Glauben und ist nur von diesem aus erreichbar, aber von diesem aus ist sie auch erreichbar, ja ihm für seine Vollendung und Krönung unentbehrlich. Christlicher Gottesglaube ist immer und zu allen Zeiten, wo er kräftig und lebendig war, ein „Du"- und „Ich"-Sagen gewesen, so klein und winzig auch das menschliche Ich dem allmächtigen Gott gegenüber sich erscheinen mag. Das Ziel eines vollkommenen, mystisch-quietistischen Aufgehens in Gott ist ihm im wesentlichen fremd geblieben. Wer aber nach der Weise unsres Glaubens seinen Gott gefunden hat, für den ist das ein Erlebnis, das unserm Leben schon im Diesseits Ewigkeitswert und -gehalt verleiht. Von Ewigkeit her waren wir im allumfassenden Plane Gottes vorbereitet und an unsern Platz gestellt, eine Ewigkeit hängt davon ab, wie wir das Leben an dem uns gewiesenen Platz ausfüllen. Alles was zeitlich an unser Leben herantritt, lernen wir durch die Kraft des Glaubens in einem Brennpunkt zu vereinigen, zu einem Ganzen, das noch viel Mängel und Unvollkommenheit trägt, das aber doch in seiner Grundanlage eine Bejahung des von Gott in uns angelegten Gedankens ist und sein soll. Und wir erleben in alledem, wenn unser Glaube echt ist, eine Kraft, die nichts in der Welt bewältigen kann, eine Freude und ruhige Gelassenheit, die nicht mehr aus den Angeln gehoben werden kann. In jedem aber, der das wahrhaft erlebt, steigt die frohe Ahnung von dem Ewigkeitscharakter dieses seines Lebens auf, er spürt in sich eine von allen äußeren Geschehnissen unabhängige Kraft.

Aber nicht nur die Stärke und Kraft, die Zuversicht und Gewißheit, die von unsrem Gottesglauben ausströmen, auch die ungelösten Fragen, die auch er noch zurückläßt, die mühevollen und schmerzlichen Erfahrungen, mit denen er belastet ist, weisen auf die letzte Lösung hin, die die christliche Hoffnung darbietet.

Unser Glaube trägt uns aufwärts und vorwärts. Wir spüren das in den begnadeten Stunden unsres Lebens, wo es scheinbar keine Hindernisse und Hemmungen gab, wo unser Wandern einem rüstigen Aufstieg glich, wo wir von Gottes Kraft uns getragen fühlten wie auf Adlersflügeln. Aber daneben liegen Stunden des

Ermattens, des Zurücksinkens, in denen wir ohnmächtig aus der Höhe gestürzt, mit zerbrochenen Flügeln am Boden liegen. — Der Glaube enthüllt uns die frohe Zuversicht, daß wir in unserm Leben, unter einer höheren Führung stehend, einen Plan verwirklichen, der für uns von einer höheren Macht gedacht ist, und wenn wir diesen entdecken, so wird unsre Seele mit Jubel erfüllt, so als wenn der Bergmann im Gestein die kostbare Silberader findet. Aber zugleich mit Trauer und Bestürzung. Denn wenn uns unsres Lebens Bestimmung allmählich aufgeht, so sehen wir zugleich, wie viel Irrwege wir bereits gegangen sind, wie viel verlorene Zeit, wie viel verpaßte Momente und vergeudete Möglichkeiten auf unserm Leben lasten.

Unsre Hoffnung aber sagt uns: Es soll eine Zeit kommen, wo ein ungestörtes Aufwärts und Vorwärts unser Leben durchziehen soll, wo es dahinfliegen soll, wie der Pfeil, der vom straff gespannten Bogen schnellt; es soll eine Zeit kommen, wo unser Leben nicht mehr ein ständiges Suchen sein soll, ein wechselndes Verlieren und Wiederaufnehmen des Fadens, wo sein Gang ganz klar vor unsern Augen liegt und frei der Blick über weiteste Fernen schweift.

Im Glauben haben wir Gott gefunden im Keim und Kern der Wirklichkeit. Aber wie rätselhaft und verborgen bleibt er uns dennoch in seinem Wirken und Wesen! Im Glauben schlagen wir zwar einzelne feste Pfeiler ein, an die wir uns klammern, aber rings um uns wogen die Rätsel des Lebens. Wir denken an alle die ungelösten Fragen im Geschick des Einzelnen und der Völker, die auf unserm Leben lasten, wir denken an alle die, die der Tod frühe dahinrafft, ehe sie sich auswachsen konnten zu einem vollen und wirklichen Leben, die in das Dunkel unheilbarer Krankheiten, des Wahnsinns versunken sind, wir denken an das Verdämmern eines großen Teils des Menschengeschlechts auf niederster Stufe des Daseins, an den gewaltsamen Untergang hochstehender Völker.

Die Hoffnung sagt uns, daß, was wir hier sehen, angefangene Linien sind, welche der Fortsetzung, abgebrochene Fragmente, welche der Ergänzung harren. Wir aber sollen diese Fortsetzung erleben. Jetzt verbirgt sich unser Gott, wenn wir auf sein Wirken im großen und ganzen sehen, hinter dunklen Wolken des Geheimnisses. Wir sollen ihn schauen von Angesicht zu Angesicht.

Unser Glaube weist uns auf die große Aufgabe der sittlichen Gemeinschaft des Geistes und ihre Vollendung. Auch da läßt er uns vor schweren Fragen und Rätseln stehen. Gibt es wirklich, so

fragten wir bereits anfänglich, ein Aufwärts und Vorwärts der Menschheitsgeschichte im Sinne der Annäherung an das Ziel des Reiches Gottes auf Erden? Werden dereinst die Völker in friedlicher Harmonie miteinander leben? Wird es ein Aufhören des Krieges geben? Und selbst wenn das wäre, wird ein Aufhören oder eine Milderung der feinern und doch so intensiven Gegensätze stattfinden? Wird es eine Zeit geben, in der erbarmungsloser Konkurrenzkampf im internationalen Wettbewerbe, die Besiegung und Niedertretung des Schwächeren durch den Stärkeren, Klassenkampf und Klassengegensatz sich ihrem Ende zuneigen? Werden die sozialen Nöte je auch nur annähernd gehoben werden, wird nicht, wenn in den relativ höheren Schichten die Lebensnöte gelindert und teilweise gehoben sind, das Elend zu den darunter sich bildenden noch niedrigeren hinabsteigen und unausrottbar, unabwendbar sein Dasein behaupten? Wird es eine wirkliche Berührung und Gemeinsamkeit der Völker im tiefsten Innern ihres Geisteslebens geben, auch nur im wesentlichsten, im Glauben, in der Religion? Wird nicht, selbst wenn wir an den Sieg des Christentums über die entgegenstehenden Religionen glaubten, die siegreiche christliche Religion dann in einer ganzen Reihe von festgefügten Organisationen dastehen, bei denen ein innerliches Verständnis hinüber und herüber auf das äußerste erschwert ist? Mit dem Reichtum des Lebens sehen wir seine Aufgaben, Rätsel, Probleme wachsen. Wir werden nie Herr dieser Sphinx. Unser Schaffen und Wirken bleibt in alle Aeonen Stückwerk.

Und wenn wir unser persönliches Gemeinschaftsleben ins Auge fassen, wie viel Mängel und Unvollkommenheiten im Innersten! Wir laufen und hasten aneinander vorüber und kennen einander nicht, Schiffe, die sich begegnen in dunkler Nacht. Selbst da wo wir meinen auf das innerste und innigste uns mit denen, die uns lieb sind, zu berühren, machen uns so oft kleine Vorgänge alltäglichen Lebens klar, auf wie weiten Strecken unsres Personenlebens wir einsam und unberührt geblieben sind. Unsres Lebens verworrene Linien sind uns selbst oft so undeutlich und unklar, wie sollten wir sie einem zweiten klar machen?

Unsre Christenhoffnung redet zu uns von einem höheren Leben, in welchem die Geister von den Schlacken frei geworden durchsichtiger auch für einander werden sollen, zusammenklingen und -stimmen sollen in einer unausdenkbar höheren Harmonie, ihr gemeinsames Leben führen sollen auf einer höheren Stufe des Da-

seins, wo das gemeinschaftliche Leben der Menschen seine Schrecken, Schmerzen und Rätsel verloren haben wird, nur gesammelte Kraft und höheren Schwung für den Einzelnen bedeutet und Gottes Wille das sichtbar gewordene Band zwischen ihnen ist.

Mit alledem ist Christenhoffnung kein weichlicher, rührender und sentimentaler Glaube. Sinnlich persönliches Wünschen soll dabei ganz zurücktreten; was sich so oft in ihr vordrängt, die Hoffnung auf das Wiedersehen mit den verstorbenen Lieben, kann nur im Zusammenhange des ganzen mitsprechen. Es ist etwas Herbes und Gewaltiges um die Hoffnung unsres Glaubens. Alle sinnlichen Hüllen sollen fallen, es wird in der Tat ein höheres Leben sein, das wir erhoffen. Nur ahnend können wir davon reden. Wird es in diesem höheren Leben eine Kontinuität des Selbstbewußtseins geben oder nicht? Wir können diese Frage nur andeutend beantworten. Welcher Zusammenhang besteht zwischen dem Innensein eines Schmetterlings und einer Raupe? Wie wenig bleiben im erwachten Bewußtsein des Mannes die Eindrücke und Erlebnisse der Kinderseele, wie wenig tragen wir in unsrem Bewußtsein, was wir als Kind waren. „Da ich ein Mann war, tat ich ab, was kindisch war." Es wird dereinst sein wie ein Erwachen aus wirrem Traum, und was uns hier aufs innerste berührte in unsrem Hoffen, Planen, Wünschen und Begehren, es wird in weiter Ferne hinter uns liegen. Wir werden nur sehr weniges, nur das wirkliche Große, Wahre und Tiefe, das unser Leben berührte, hinübernehmen in die Ewigkeit. Und so wirds auch mit unsrem Gemeinschaftsleben sein. Alter, Geschlecht, Familie, Beruf, Stand, Volkszugehörigkeit, es wird das alles von uns abfallen, nur was in unsern persönlichen Beziehungen bis an die Wurzel hinabreichte, da wo sich die Seelen im Letzten und Ewigen berührten, wird bleiben.

Es wird ein ungeheures Abwerfen von Hüllen sein. Erborgter Putz und Flimmer, eitler Tand und Glanz wird schwinden, und verborgene Schönheit, Echtheit und Wirklichkeit ans Tageslicht kommen. Es wird ein großes Vertauschen der Rollen geben. Erste werden Letzte, und Letzte werden Erste sein. „O Ewigkeit, du Donnerwort." —

Ueber aller persönlichen Hoffnung und mit ihr aber erhebt sich endlich eine noch höhere: ein ungeheurer überwältigender Ausblick. Ein ewiges, unendliches Reich persönlicher Geister, das in sich vergangene, gegenwärtige und zukünftige Generationen umfaßt, in dem jede Generation ihre Stelle und ihren Platz hat. Und

wir die jetzt noch Werdenden nicht einsam in unserm Erdenwandern: schon jetzt Bürger einer höheren Welt und mit ihr in Verbindung. Schon jetzt ein heimliches Grüßen, ein stilles Raunen und Locken von hüben und drüben, — so wandern wir zwischen den Sternen oben und den Gräbern unten die Straße unsres Lebens. „Wir heißen euch hoffen." Und über dem ganzen das majestätische Wort des Apostels: Auf daß Gott sei alles in allem.

Das ist unser Gottesglaube. Es drängt sich vielleicht zum Schluß die Frage vor: Wie kommen wir zu solchem Glauben? Das aber ist eine Frage, deren Beantwortung nicht theoretisch gegeben, sondern nur erlebt werden kann. Eines aber soll doch noch ausdrücklich gesagt werden. Der Glaube kommt uns nicht aus dem bloßen Bedürfnis, er erwächst nicht aus den Nöten unsres Lebens. Dann würde er nicht mehr als Wunsch und Illusion sein. Nein, wir erfahren den Glauben zwar als eine Antwort auf bange Lebensfragen, aber nicht als unsre selbsterzwungene Antwort, sondern als höhere Macht, die sich uns aufdrängt, als Offenbarung, die über uns kommt. Wir erfassen ihn auch nicht nur als Antwort auf unsre Fragen und Befreiung aus den Nöten unsres Lebens, sondern zugleich als etwas, was darüber hinaus liegt und führt. Als eine Notwendigkeit, die uns über unser bisheriges Dasein hinaushebt, als einen herben Zwang, der auf uns liegt, und in dem Maße, wie er uns von der Not unsres Daseins befreit, auch schwere Lasten auf uns legt und starke Spannungen in unser Leben bringt. Glauben heißt die Offenbarungen einer höheren Welt, einer tieferen Wirklichkeit erleben.

Diejenigen, denen im besonderen Maße die Gabe geschenkt ist, diese tiefere Wirklichkeit zu erschauen, sie in Worte zu fassen und andern aufzudringen, nennen wir die Führer im religiösen Leben, die Frommen im besonderen Sinn, Propheten und Religionsstifter. Darauf aber beruht das Geheimnis der Entstehung des Glaubens, daß von den Stärkeren, den Führern des religiösen Lebens, den Persönlichkeiten, denen sich die Welt Gottes greifbar und mit innerer Gewißheit erschlossen hat, der Funke überspringt von Person zu Person. Unter allen denen, die uns, als von Gott begnadete Führer, den Himmel aufgerissen und das Feuer des Glaubens herabgeholt haben, steht, über sie alle für alle Augen erkennbar herüberragend, die Gestalt Jesu von Nazareth. Alles was wir in unsrem Gottesglauben erleben, steht an jedem Punkt in engster Verbindung mit

seinem Personleben und ist ganz unabtrennbar von ihm. Und so gibt es allerdings eine Antwort auf die aufgeworfene Frage, die zwar nicht an das Geheimnis der Entstehung des Glaubens heranreicht aber doch in die Richtung deutet. Unsern Gottesglauben haben und halten wir in der geistigen Gemeinschaft, die von Jesus von Nazareth ausgegangen ist; stelle dich in den Strom dieses von seinem Geist, vom heiligen Geist getragenen Lebens hinein und öffne deine Seele. Der allmächtige Gott wird wirken, daß der Kontakt sich schließt und der Strom auch durch deine Seele flutet.